

Bücher zum Schulanfang

Analyse von Bilderbüchern zum Schulanfang

1. Zur Textsorte

Es handelt sich bei den Büchern um sogenannte „intentionale Kinderliteratur“. Damit sind Bücher für Kinder gemeint, die von der Erwachsenengesellschaft oder einzelnen Gruppen als „geeignete potenzielle Kinderlektüre“ angesehen werden und eigens für Kinder verfasst, ausgewählt oder bearbeitet wurden. (vgl. Ewers 2001, S. 47)

Man kann sagen, dass mit „intentionaler Kinderliteratur“ jene Bücher gemeint sind, die den kindlichen Leser als primären Rezipienten konstruieren. Es gibt – in Abgrenzung dazu – eben auch Bücher, die von Kindern gelesen werden, aber eigentlich nicht für sie geschrieben wurden. Die Bücher zum Schulanfang dürften zumeist von einem Erwachsenen vorgelesen werden während sich die Kinder die dazu gehörigen Bilder betrachten. Wer Kindern im Vorschulalter Bücher vorgelesen hat, weiß, dass die Kinder nach kurzer Zeit die Texte auswendig können. Wenn man von einer dyadischen Situation ausgeht – ein Erwachsener und ein Kind – so ist die Vorlesesituation eine Vermittlung zwischen Kind und Welt, wobei die Situation die Sicherheit schafft, die als Voraussetzung für die Weltbegegnung angesehen werden kann. Aber auch in dieser dyadischen Situation ist enthalten, was deutlicher wird, wenn man sich eine Gruppe von Kindern vorstellt, denen aus einem Buch vorgelesen wird. In dieser Vorlesesituation wird unmittelbar sichtbar, dass die Vermittlung zwischen Kind und Welt untrennbar verbunden ist mit einer emotional und moralisch wertenden Interpretation durch den erwachsenen Vorleser.

Das Kinderbuch über den Schulanfang enthält normative und moralische Bestimmungen über die Schule und über das richtige Verhalten eines Kindes, das in die Schule kommt.

Insofern sind alle Kinderbücher über den Schulanfang moderne Texte. Sie befassen sich mit Kindern und deren Problemen in der Welt der Erwachsenen. Differenziert man, so wird man zunächst konstatieren müssen, dass für die Bücher zum Schulanfang auch das gilt, was Ewers einer Literatur für Kinder attestiert, die sich nicht mit Kindern und ihren Problemen befaßt: „Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts befaßte sich die Kinderliteratur so gut wie gar nicht mit Kindern und deren Problemen. Ihre Intention lautete im Gegenteil, den Kindern zu vermitteln, wie die *große* Welt, d.h. die *Welt der Großen* beschaffen ist, über welches Wissen man verfügen muss, um in dieser zu bestehen, welche moralischen Normen dort gelten und welche Verhaltensregeln in dieser zu beachten sind.“ (Ewers 2001, S. 49).

Folgt man Ewers, so hat sich erst im Laufe des 18. Jahrhunderts die Auffassung durchgesetzt, dass diese Absicht am besten dann verwirklicht werden kann, wenn die Geschichten im Erlebnishorizont der Kinder angesiedelt sind. Und das ist am ehesten gegeben, wenn Kinder die Helden der Geschichten sind (vgl. Ewers 2001, S. 50). Nun weist Ewers zu Recht auf folgendes hin: „Die Konzentration auf die Lebenswelt und den Handlungsraum von Kindern und der damit notwendig gewordene nahezu vollständige Austausch der Inhalte von Kinderliteratur waren jedoch nur Mittel zum Zweck (Ewers 2001, S. 50). Gemeint ist: Die moralisch normativen Botschaften über die Welt der Erwachsenen werden nun nur an Kindern veranschaulicht. Ewers spricht von „Pseudokindheitsdichtung“ und schreibt: „Bei ihren Kinderfiguren handelt es sich in Wahrheit um erwachsene Charaktere, die als Kinder bloß verkleidet wurden.“ (Ewers 2001, S. 50).

Von der Pseudokindheitsdichtung unterscheidet Ewers eine „Erziehungsliteratur“, die er historisch im späten 18. Jahrhundert ansiedelt. In ihr würde Kindheit im Prozess der Erziehung dargestellt. Die handelnden Kinder sind unvollkommene Wesen, die dabei seien sich zu vervollkommen, „wobei auch solche Figuren angeboten werden, denen Letzteres nicht gelingt“ (Ewers 2001, S. 51)

Ein Ergebnis der Analyse vorwegnehmend, kann man sagen, dass in den Büchern zum Schulanfang sich keines findet, in denen der Anfang scheitert. Jedes Kind schafft es. Dargestellt werden auch immer Kinder. In einigen Büchern – darauf wird noch gesondert einzugehen sein – sind diese Kinder „Tiere“. Es sind Tierkinder. Und als Tierkinder verstärken sie jenen Effekt, den man als Fabeffekt bezeichnen kann, nämlich ein Vorbild zu sein, dem es nach zu eifern gilt.

Die Bezeichnung „Erziehungsliteratur“ ist vielleicht etwas unglücklich gewählt. Denn auch die „Pseudokindheitsdichtung“ diene der Erziehung der Kinder, denen sie vorgelesen wurde. Man könnte von einer Differenz zwischen Produkt und Prozess sprechen wollen. Die Anstrengungen der Erzieher und die der Kinder, den kulturell und gesellschaftlichen Anforderungen nachzukommen, können nur dort zum Inhalt werden, wo der Erziehungsprozess und nicht das Produkt im Zentrum steht.

Nun ist dies eine moderne Sichtweise. Zu der Erziehungsliteratur gehörten auch jene „bösen Kinder“, denen Ewers konstatiert, dass sie nicht blass blieben, sondern glaubwürdig: „Es ist denn auch kein Zufall, dass die großen Kinderbuchhelden des 19. und frühen 20. Jahrhunderts mehrheitlich aus umgewerteten bösen Kinderfiguren bestehen und damit in gewissem Ausmaß Kipphänomene darstellen - man denke nur an Tom Sawyer und Huckleberry Finn, an Pippi Langstrumpf und Michel aus Lönneberga“ (Ewers 2001, S. 51f).

Als Zwischenüberlegung lassen sich einige Gegebenheiten benennen.

Kinderbücher zum Schulanfang werden von Erwachsenen geschrieben. Auch wenn diese sich bemühen, aus der Perspektive von Kindern zu schreiben, Kinder also zu den handelnden Personen machen, so beschreiben sie doch den Schulanfang aus der Sicht von Erwachsenen. Die Bücher markieren einen Unterschied zwischen Schule und der Zeit vor der Schule, sei dies Kindergarten oder Familie. Sie unterscheiden auch zwischen den jeweils mit den unterschiedlichen Situationen verbundenen Anforderungen: Die Schule verlangt von den Kindern etwas anderes, als die Situation vor der Schule. Abgekürzt formuliert kann man sagen: die Bücher beschreiben den Prozess vom „Kind“ zum „Schüler“. Es gibt also zwei Welten, die Welt der Schule und die vor der Schule. Beide können jeweils als eher positiv bzw. eher negativ dargestellt werden. Theoretisch wäre es denkbar, die Schulwelt als so negativ dar zu stellen, dass ein Kind berechtigt daraus den Schluß ziehen könnte, besser in der Kinderwelt zu bleiben. Dies ist in den Büchern zum Schulanfang so wenig der Fall, wie die Darstellung böser Kinder. Man könnte dies mit der Tatsache der Schulpflicht begründen: die Schule nicht zu besuchen, ist rechtlich in Deutschland zumindest nicht vorgesehen. Man könnte auch sagen, dies erscheint den Erwachsenen als undenkbar, bzw. sie haben nicht daran denken können. Man könnte auch sagen, dass sich ein solches Buch nicht verkaufen ließe, weil zwar die Zuhörer Kinder sind, die Käufer allerdings Erwachsene. Das Buch kostet Geld bzw. irgendeinen Aufwand, es zu beschaffen und es dient aus dieser Perspektive zur Lösung eines Problems – und zwar der eines Erwachsenen, wahrscheinlich einer Erziehungsperson. Im allgemeinen werden Kinderbücher vorgelesen, weil dies den Kindern Freude macht und die Bücher für Kinder spannend sind. Dies dürfen Kinder und Eltern auch von den Büchern für den Schulanfang erwarten. Sie folgen einer Dramaturgie und enden ganz sicher überraschend mit einem happy end.

Erstes Beispiel:

Morgen komme ich in die Schule – eine Geschichte

In dem Buch „Morgen komme ich in die Schule“ findet sich der Satz „Im Sommer haben wir die große Tafel in den Garten hinausgetragen und draußen unter den Bäumen gelernt...“ Er stammt von dem Bäcker Mehlinger. Und der ist von Johannes gefragt worden: „Herr Mehlinger, wie hat Ihnen die Schule gefallen?“ Herr Mehlinger antwortet: „Ganz gut. Ich bin in die Dorfschule gegangen. Da gab’s nur eine einzige Klasse für alle Kinder. Unser Lehrer war streng, aber wir haben viel bei ihm gelernt. Im Winter sind wir auf Schiern zur Schule gefahren. Im Sommer haben wir die große Tafel in den Garten hinausgetragen und draußen unter den Bäumen gelernt...“.

Johannes ist zwischen sechs und sieben Jahre alt und kommt morgen in die Schule. Das weiß er. Was er nicht weiß ist, ob er sich freuen soll oder nicht. Und er tut in dem 1979 zum ersten mal aufgelegten Buch „Morgen komme ich in die Schule“ etwas Kluges. Er fragt jene, von denen er weiß, dass sie in der Schule waren. Er fragt den Großvater, Tante Betti, den schon erwähnten Herrn Mehlinger, die Großmutter und eigentlich alle Leute, die er trifft - von der Gemüsefrau bis zum Rauchfangkehrer. Dabei stellt er fest: „Jeder gibt mir eine andere Antwort“. Sein Hund Schnuff gibt zwar auch keine Antwort ist aber dennoch eine Hilfe. Denn Johannes führt den Hund Gassi und landet fast unversehens vor dem Schuleingang. Dort trifft er eine Frau, die auf beide zukommt und Schnuff hinter den Ohren krault.

„Na, ihr zwei? Was macht ihr denn hier?“

„Bloß so“, sage ich. „Weil das meine Schule ist.“

„Meine auch!“ sagt die Frau und lacht.

„Ihre auch?“ frage ich. In welche Klasse gehen Sie denn?“

„In die erste“, sagt die Frau.

„Ich komme auch in die erste“, sage ich.

„Aha, in die erste!“ sagt sie und nickt. Dann fragt sie: „Willst du die Schule von innen sehen?“

Johannes will. Die Frau läutet an der Glocke. Ein Mann kommt und öffnet die Tür. Die Frau bittet eingelassen zu werden. Über Johannes sagt sie: „Das ist ein neuer Schüler.... der kann es nicht erwarten“. Die Frau und Johannes und - ausnahmsweise – auch der Hund werden von dem Mann in die Schule gelassen. Die Frau erklärt, dass dies der Schulwart sei, der für Ordnung Sorge. Und sie erklärt, dass Hunde und Katzen in der Schule verboten seien.

Johannes ergänzt „Tiger und Löwen auch“. Daraus entwickelt sich zwischen beiden ein Wortspiel, in dem sie alle Tiere aufzählen, die ihnen einfallen. Dann fragt die Frau Johannes nach seinem Namen, erklärt ihm, dass sie seine Lehrerin sei und Trude Herber heiße. Sie gehen beide die Treppe hoch, kommen an vielen Türen vorbei und die Lehrerin sagt:

„Morgen ist es hier nicht so still“ (...) „Morgen wimmeln hier hundert Kinder herum und machen Krach.“

„Ich auch?“ frage ich.

„Natürlich, du auch.“

So kommen sie zu der Turnhalle, schlüpfen aus den Schuhen und turnen gemeinsam an Reck, Pferd und Sparren. Und dann gehen sie in den neuen Klassenraum. Die Klasse hat drei Reihen mit Stühlen, aber die Lehrerin legt Wert darauf festzustellen, dass sie häufig im Kreis sitzen oder mehrere Kinder gemeinsam lernen. Im Klassenraum sind auch viele Basteltiere aus Eicheln und Zapfen und viele bunte Bilder. Das haben die jetzigen Zweitklässler den Erstklässlern geschenkt. , Johannes malt ein Bild an die Tafel und die Lehrerin sucht ihre Sachen zusammen. Nun möchte sie gehen, Johannes aber eigentlich noch bleiben.

„Johannes, wir müssen gehen“, sagt die Frau Lehrerin. Du kommst ja morgen wieder. Oder?“ Da lachen wir beide, denn morgen muß ich ja wiederkommen. Weil morgen die Schule anfängt.“

Sie gehen die Treppe hinunter: Johannes, Schnuff und seine Frau Lehrerin. Die fragt:

„Gefällt dir unsere Schule, Johannes?“

„O ja.“

Der Text des Buches geht noch ein wenig weiter, aber eigentlich ist er hier fast zu Ende. Denn die Frage, die sich Johannes gestellt hat, ob er sich auf die Schule freuen soll oder nicht, ist eindeutig beantwortet. Er freut sich.

Zur Veröffentlichungsgeschichte

Mir liegen vier Fassungen des Buches „Morgen komme ich in die Schule“ vor. Die erste Ausgabe stammt in der Erstauflage aus dem Jahre 1979 und wurde von dem Wiener Verlag „Jugend und Volk“ verlegt. Die Autorin war Mira Lobe und die Zeichnungen stammten von Susi Weigel.¹

1983 gibt der deutsche Taschenbuchverlag München eine neu illustrierte Ausgabe heraus, wobei es nicht ganz zutreffend in den bibliographischen Angaben heißt: „Text ungekürzt, für die Taschenbuchausgabe neu illustriert“ (B, U5). Richtig ist, dass Susi Weigel in Anlehnung an die Wiener Ausgabe das dtv Buch neu gezeichnet hat. Nicht ganz richtig ist die Behauptung, es handele sich um einen ungekürzten Text. Richtig ist, dass der Text ganz knapp ergänzt wurde um den Satz „Sehr gerne“ (B, U2).²

Erfreulicherweise gibt das dtv-Buch Hinweise auf die Autorinnen. Mira Lobe wurde 1913 geboren und Susi Weigel 1914. Beide stammten aus dem Osten Deutschlands (Görlitz bzw. Mähren) und lebten zur Zeit der Erstellung des Buches in Wien. Beide waren 1979 bereits bekannte Autorinnen bzw. Illustratorinnen und etwa 65 Jahre alt. Mira Lobe war nach der Emigration nach Palästina nach Wien gezogen und Susi Weigel hatte in Wien bereits begonnen zu studieren.

1998 greift der in Esslingen und in Wien ansässige Esslinger Verlag das Buch wieder auf. Er hat offenbar die Rechte gekauft, denn es heißt: „Alle Rechte vorbehalten“ (C, U3). Der Text fußt nach wie vor auf dem Text von Mira Lobe, die Bilder stammen aber nun von Irmtraud Guhe. Auch Irmtraud Guhe ist eine anerkannte Illustratorin vor allem für Schulbücher und für Kinderbücher. Sie ist etwa um 1960 geboren, als weitaus jünger als Mira Lobe und Susi Weigel.³ An dem Text wurde eine wesentliche Änderung vorgenommen. In den Ausgaben B und C werden mehrere Erwachsene von dem Jungen gefragt, ob sie gerne in die Schule gegangen seien. Sie antworten unterschiedlich und diese Antworten werden als Wortblasen dargestellt. So antwortet in der Ausgabe A ein Polizist: „Ich war eine Niete“. In der Ausgabe

¹ Mir liegt die achte, offenbar unveränderte Auflage aus dem Jahr 1991 vor.

² Zudem wurden in einer Szene bestimmte Aussagen anderen Erwachsenen in den Mund gelegt als in der Ausgabe A von 1979.

³ Das ergibt sich in etwa aus ihren Angaben auf ihrer homepage <http://www.irmtraud-guhe.de/> vom 1. 3. 2011.

B wird der Satz „Ich war eine Niete“ einem Busfahrer zugeschrieben und der Polizist antwortet knapp mit „Nein!“ (B). In der Ausgabe C von 1998 fallen die Wortblasen weg. Nun heißt es: „Ich frage alle Leute, die ich sehe ..und noch viel mehr. Und jeder gibt mir eine andere Antwort“. Welche Antworten dies waren, erfährt das Kind von 1998 nicht mehr. 2007 hat die G&G Buchvertriebsgesellschaft mbh in Wien offenbar wiederum die Rechte gekauft. Die Texte stammen – in der Fassung C von 1998 von Mira Lobe. Illustratorin ist nun Marion Meister ist nach Verlagsangaben 1974 geboren, als die weitaus jüngste der Illustratorin
Nur das Buch von 2007 ist im Jahre 2011 noch in den Verlagskatalogen.

Fragehorizonte

Damit liegt ein Quellenmaterial vor, dass über fast dreißig Jahre den fast gleichen Text in vier verschiedenen Illustrationen enthält. Für eine Analyse bedeutet dies, die Aufmerksamkeit auf die Illustrationen zu richten und auf deren Veränderungen. Durch die geringe Zahl an textlichen Veränderungen über die vielen Jahre hinweg, bekommen allerdings diese wenigen Veränderungen ein besonderes Gewicht.

Der Vergleich der vier Ausgaben erlaubt einen Blick auf die Veränderung des Zeitgeistes, auf das, was jeweils eine Generation von Büchermachern glaubt, Kindern und deren Eltern über die Schule erzählen zu wollen und zu sollen. Dabei geraten viele Situationen, Personen und Grenzziehungen in den Blick. Zum Beispiel das Bild über Schule oder das über Kinder und Kindheit; aber auch der Blick auf Eltern, Berufe, Gebäude, sogar auf Tiere. Der Vergleich der vier Ausgaben ist kein empirischer Beweis für bestimmte Änderungen im kollektiven Unbewussten (Kracauer),⁴ denn dafür müsste man wohl viel mehr Bücher über den Schulanfang analysieren, aber er ist ein empirisches Experiment für die These, dass in den letzten Jahrzehnten das Verhältnis zwischen Erwachsenen und Kindern in Deutschland und Österreich offener geworden sei und verständnisvoller für die Kinder. Man kann mit diesem Stück Empirie versehen fragen, ob die für die letzten dreißig Jahre erzählte Kindheitsgeschichte als Fortschrittsgeschichte für die Kinder (vgl. Lenzen) zutreffend ist, oder ob man sie umschreiben muss.⁵

Die Kontinuität der Bücher und deren Veränderungen erlauben also einerseits einen historischen Vergleich. Damit kann der Blick frei werden auf das, was sich nicht verändert. Das ist die Situation Schulanfang in einem Kontext, der diesen Anfang zum Anfang macht, ihn also deutlich markiert.

Die Ausgaben von „Morgen komme ich in die Schule“ entwerfen prospektiv eine Situation, die für den Helden der Geschichte und vermutlich auch für alle Kinder, die diese Bücher vorgelesen bekommen, mit dem Begriff „Einschulung“ verbunden ist. Diese Bücher bereiten auf die Einschulung vor, indem sie sie in einer bestimmten Weise darstellen. Von daher lassen sich als Einschulungsfeier lesen, auch wenn sie körperlich nicht aufgeführt wird. Die prospektiven Bilder des Übergangs zum Schulkind machen diffuse Erwartungen, Ängste und Wünsche konkret. Als Bilder sind sie derart mit Werten und Gefühlen aufgeladen, dass sie für den Betrachter Welt nicht nur repräsentieren, sondern auch präsentieren. Der in der Erzählung und in den Bildern in Vorstellung vorgenommene Probelauf schreibt sich nicht nur als Wissen über Schule ein, sondern auch leiblich. Die Bücher motivieren zu einer bestimmten Haltung gegenüber der Schule – und dies schließt eben Gefühle und Wertungen ein. „An den rituellen

⁴ Honig spricht von Kollektivsubjekt in 1996a bei hdp

⁵ Stichworte dazu sind u.a.. Liberalisierung der Lebensformen und Erziehungsvorstellungen, politische Emanzipationsbestrebungen und Protestbewegungen, Emanzipation der Frauen und Bildungsexpansion vgl. hdp, S. 22.

Praktiken – Wünsche, Ermahnungen, Geschenke, Feiern – (der Einschulung – G.Sch.) kann man ablesen, welche Bilder von Kindheit und Schule in einer Gesellschaft vorherrschen und was davon die ältere an die jüngere vermitteln möchte“ (Peaceman u.a.2010, S.121). Man kann aber auch die Widersprüche der Kultur der Erwachsenen daran festmachen; unter anderen an dem, worüber sie sich nicht selbst aufklären möchte

Für die Einschulungsfeier schreibt Wulff, dass sich die Schule selbst als „schulische Familie“ inszeniert und weiter:

„In dieser Veranstaltung entsteht eine durch Vielschichtigkeit und Multidimensionalität gekennzeichnete Aufführung, für deren Verständnis nicht nur kognitive Subjekt-Objekt-Beziehungen, sondern auch ästhetische und ludische Dimensionen eine wichtige Rolle spielen. Damit verbunden ist eine Selbstdeutung der Schule und eine Darstellung ihrer Beziehungen zum sozialen und politischen Umfeld“ (Wulf 2004, S. 10; zit. N. hdp S. 121)

In den Büchern verweisen alle aufeinander: Der Verlag und seine Autoren auf die Eltern, diese auf die Schule, diese auf die Gesellschaft und die Kultur und alles in einem Netzzusammenhang.

Wenn man „Schülerwerden“ als Prozess der Internalisierung des Schülerhabitus bezeichnen kann (hdb, S. 26) dann geschieht diese Erziehung durch Vorbild, durch Rituale, durch Räume und durch Erwartungen.

Auf den Umschlagrückseiten der beiden neuen Ausgaben (C und D) findet sich eine Beschreibung der Situation, die das Buch schildert. Das der sechsjährige Johannes in die Schule kommt und sich fragt ob er sich darauf freuen soll: das er zusammen mit seinem Hund zur Schule zieht und dort eine überraschende Bekanntschaft macht. Dann:

„Jedes Kind stellt sich bei seiner Einschulung die gleichen Fragen: Wie geht es zu in der Schule? Werde ich mich mit meinen Klassenkameraden verstehen? Bekomme ich eine nette Lehrerin oder einen netten Lehrer?“

Die Geschichte von Johannes bereitet zukünftige Erstklässler auf diesen wichtigen Schritt vor.“

Die erste Ausgabe von 1979 hat gar keinen Text auf dem Buchrücken. Dafür gibt es mehrere mögliche Erklärungen. Vielleicht wollte der Verlag eher Kinder als Mütter ansprechen; oder diese ausdrückliche Pädagogisierung von Unterhaltung war nicht gegeben oder es war insgesamt noch weniger bekannt, dass potentielle Käufer – gewissermaßen einen Schnellüberblick über ein Buch haben möchten, bevor sie es kaufen,.

Die dtv Ausgabe ist insgesamt viel eindeutiger. Da wird die Lehrerin als „freundliche Dame“ vorgestellt: „Nun kann sich Johannes auf die Schule freuen!“

Der liebevolle Text und die anschaulichen Bilder geben Schulanfängern eine gute Starthilfe.“

Als Erwachsener fragt man sich, warum sich Johannes nun freuen kann. Für eine Antwort benötigt man mehrere Analyseebenen.

Erste Analyse Ausgabe A von 1979

Die erste Antwort ist einfach: Die Lehrerin ist nett. Sie nimmt Johannes an die Hand, sie zieht sich die Schuhe aus, sie zeigt ihm den Klassensaal und die Turnhalle und sie turnt mit Johannes. Noch bevor sie ihn angesprochen hat, hat sie den Hund gestreichelt und auch als sie sich verabschieden, kraut sie Schnuff hinter den Ohren. Auf den Zeichnungen von Susi Weigel ist die Lehrerin etwa 25 bis 30 Jahre alt, trägt einen blauen Faltenrock, einen orangefarbenen Rollkragenpullover und ist blond. Gut gelaunt schwenkt sie ihre Handtasche,

als sie mit Johannes an der Hand die Schultreppe hinaufgeht. Sie ist offensichtlich gerne Lehrerin.

Man könnte sagen, sie sei so etwas wie eine große Schwester. Wie eine große Schwester bestimmt sie allerdings auch. Sie hat es eilig und befiehlt in der Turnhalle „Steig ab, Johannes“. Johannes gehorcht. Das fällt ihm aber auch nicht schwer, weil die Lehrerin sagt: „Jetzt kommt die Hauptsache. Jetzt gehen wir in unsere Klasse.“ Kind und Lehrerin gehören zusammen. Es ist ihre Klasse, in die sie gemeinsam gehen. Die Lehrerin ist aber nicht nur große Schwester. Sie führt Johannes in Räume, die er noch nie gesehen hat. Sie überwindet für ihn den Schulwart als Torwächter, der sonst keine kleinen Kinder und Hunde in die Schule hineinlassen würde. Nur mit ihrer Hilfe kommt Johannes in die ihm fremden Räume und nur mit ihrer Hilfe findet er sich dort zurecht. Mehr noch: die Lehrerin beschützt ihn. Das Bild, in dem die Lehrerin ihre Aktentasche schwenkend, Johannes an der Hand, die Treppe hinaufgeht, ist eingebettet in eine Zeichnung der Tiere, die Inhalt ihres Wortspieles sind und die alle nicht in die Schule dürfen. Es sind fast alle Tiere der Wildnis, wenn auch nicht notwendig wild. Dazu gehören: Löwe, Tiger, Elefant, Giraffe, Bär, Kamel, Känguruh, Krokodil, Fuchs, Zebra usw.

Ohne arg psychoanalytisch deuten zu müssen, kann man sagen, dass diese Tiere der Wildnis auch gerne in die Schule kommen möchten. Sie sind so gezeichnet, als wollten sie die Treppe mit hinaufgehen. Aber sie müssen außen vor bleiben; gebannt durch das Wortspiel, also die Sprache. Auch die wilden Tiere sehen freundlich aus, stehen aber symbolisch für das Wilde im Unterschied zur Zivilisation – wie wir zumindest vorläufig – diese Unterscheidung markieren wollen. Aus dieser Sicht gehört die Lehrerin beiden Welten an und beherrscht sie zugleich. Sie schwingt voller Freude an den Ringen, sie kraut den Hund, sie ist ausgelassen und weiß genau, wann damit Schluß zu sein hat. Sie weiß, dass Kinder es gern schön und bunt haben und sie weiß, dass auch Johannes zu den Kindern gehören wird, die Krach machen. Sie sagt damit nicht, dass sie den Krach zulassen wird, auch nicht, dass sie ihn verbieten wird. So hält sich manches in einer merkwürdigen Schweben, in einem Transitraum zwischen Wildnis und Zivilisation. Dazu gehört, dass Johannes, während die Lehrerin ein Heft sucht, sich selbst und den Hund mit Kreide an die Tafel malt. Das ist insofern merkwürdig als der Klassenraum aus heutiger Sicht einerseits eher karg gezeichnet ist. Es gibt die Tische in 3er-Reihen mit Stühlen. Auf je einem Tisch eine bunte Namenskarte. Es gibt das etwas herausgehobene Pult der Lehrerin, dessen Fläche leer ist. Es gibt 4 gezeichnete Baumbilder links und rechts neben der Tafel und es gibt eben einen Tisch mit den von den jetzigen Zweitklässlern gebastelten Tieren: Mäuse, Enten, Katzen, Ameisen etc. Der Klassenraum ist offensichtlich für den morgen stattfindenden ersten Schultag vorbereitet – nur Johannes Bild an der Klasse wäre, wenn dies eine echte Situation wäre, erklärungsbedürftig. Immerhin: Johannes darf die Tafel bemalen, eine Einrichtung in einem Klassenraum, die üblicherweise der Lehrerin gehört und nicht den Kindern.

Ein anderer Aspekt der Bedeutung dieses Bildes erschließt sich erst im Vergleich mit einem zweiten Bild. Unten auf dem ersten Bild steht auf einem Tisch geschrieben: „So sieht meine Klasse aus, wenn sie leer ist!“. Auf der letzten Seite des Buches steht an einer Wand: „So sieht meine Klasse aus, wenn sie voll ist!“ Nun sieht man viele Kinder mit und ohne Schultüte, spielen, malen, sich streiten oder sich gegenseitig etwas erklären. Man sieht nun auch eine große Wand mit großen Bildern, die durchaus witzig zivilisatorische Regeln durchbrechen. So ein Clown, der Kopf steht, die Ironisierung eines Cowboys, usw. In diesem Klassenraum „tobt das Leben“. Unbeeindruckt davon und unbeeindruckt von Eltern, die sich an der Klassentür gerade von ihrem Kind verabschieden, spricht auf diesem Bild die Lehrerin einem Kind zugewandt. Der leere Raum ist Voraussetzung für die Vielfalt an Aktivitäten der Kinder, die sich zwischen „schulferner“ (mit dem Bauch auf dem Tisch liegend den Inhalt der Schultüte auf den Tisch kippen) und „schulnäher“ (etwas malen) unterscheiden lassen. Nun ist aber noch Pause, der Unterricht hat noch nicht begonnen. Was dann passieren wird, erfährt

man nicht. Deutlich ist aber schon, dass in diesem Transitraum die Beziehung zwischen Zivilisation und Wildnis eine Rolle spielen wird.

Dies ergibt sich aus dem Text, der sich auf den ersten wirklichen Schultag bezieht. Johannes hat seine gute Hose angezogen und einen neuen Pullover. Und natürlich hat er eine neue Schultasche. Er kommt sich ein wenig komisch vor, es kribbelt in seinem Bauch. Und der Vater sagt.

„Mach's gut, mein Sohn. Jetzt fängt der Ernst des Lebens an.“

So hat er noch nie zu mir gesprochen.

Die Mutter sagt: Jetzt fängt der Spaß des Lebens an.“

Ich denke: Jetzt fängt die Schule an.“

Johannes ist nun fähig, selbst eine Einschätzung vorzunehmen. Der Ernst der Rede des Vaters, neben dem Inhalt, signalisiert dem Jungen einen Wechsel der Beziehung zwischen Vater und Sohn. Das Kind bekommt eine Aufgabe, fürchtet sich noch ein wenig, aber ist gewappnet. Das hängt natürlich auch mit der Auszeichnung zusammen, die er erfährt: „Nur Schnuff ist beleidigt, weil er nicht mitgehen darf.“ Nur Kinder dürfen in die Schule, Hunde nicht.

„Am ersten Schultag ist ein großes Gedrängel. Ein Mädchen weint.

„Warum heulst du?“ frage ich. „Magst du nicht in die Schule?“

Das Mädchen schüttelt den Kopf.

„Ich war schon drin“, sage ich. „Gestern. Es wird dir gefallen. Im Turnsaal ist ein Pferd.“

„Ein Pferd?“ fragt das Mädchen.“

Die Szene verschränkt Bekanntes mit neuen Aspekten. Das Mädchen weiß nichts über das fremde Land und hat offensichtlich Angst. Johannes hatte auch Angst. Aber er war schon dort und kann nun berichten. Und erzählt davon, wie spannend es in der Schule sein wird. Dort findet sich das, was man gern hat, zum Beispiel ein Pferd. Das Mädchen denkt an ein richtiges Pferd. Johannes hatte vorher gelernt, dass es ein Turngerät gibt, das man Pferd nennt. Auch auf diesem Turnpferd hatte es ihm gefallen.

Das Turnpferd und die Zuneigung zu richtigen Pferden sind Transitions helfer. Der Hund Schnuff, ist wie im Märchen, solch eine Helferfigur. Nicht direkt dadurch, dass er etwas tut oder lässt, sondern dadurch, dass er als Kontrast bzw. Differenzobjekt dienen kann. Auch Schnuff wollte auf dem Turnpferd sitzen: „Aber als er oben ist, will er gleich wieder hinunter“. In der Schule gibt es Dinge, wie außerhalb der Schule. Manchmal haben sie den gleichen Namen, nur sie sind dort anders. Auf dem Weg von draußen in die Schule verändern sie sich. Das gilt wohl auch für Kinder.

Dann kommt die Lehrerin. Sie tupft Johannes aufs Haar und begrüßt ihn mit „Guten Morgen, Johannes“. Von einer Begrüßung des Mädchens ist keine Rede. Vielmehr sagt Johannes:

„Das war sie“

„Wer?“

„Unsere Lehrerin“

„Die?“ fragt das Mädchen und weint nicht mehr.“

Nun wird Johannes zum Transitions helfer. Und zwar so. Er wiederholt zunächst, was er über die Sitzordnung gelernt hat (manchmal sitzen wir im Kreis), fragt dann, ob sie neben ihm sitzen möchte und gibt dann dem Mädchen einen Schubs. Sie schubst zurück. Seine Mutter ruft:

„Werdet ihr wohl aufhören! Müßt ihr denn immer gleich raufen?“

Wir raufen aber gar nicht. Wir machen nur Spaß.

Sie sitzt dann auch wirklich neben mir.
Sie heißt Sabine und kann mit den Ohren wackeln.“

Mit dem letzten Satz ist der Text zu Ende. Nun haben sowohl Johannes als auch das Mädchen einen Gefährten, der mit ihnen geht. Und das Raufen ist zum Einen eine kindspezifische Weise Freundschaftsversuche zu besiegeln, erst recht, wenn es um eine Beziehung zwischen einem Jungen und einem Mädchen geht. Das Raufen ist aber auch ein Beispiel dafür, dass etwas anders sein kann als es scheint. Hier deutet sich die Entfernung von der Mutter an und die Tatsache, dass es ohne Wildnis keine Zivilisation geben würde. Man darf in der Schule raufen, wenn es Spaß ist. Aber dies ist eher ein Versprechen des Buches als das es wirklich gezeigt würde. Es bleibt auch ungesagt, was die Lehrerin davon hält, wenn Sabine mit den Ohren wackelt. Aber dass sie es kann, ist ein Spaß, der – man weiß es nicht genau – auch in der Schule seinen Platz haben wird.

Das Buch hält – wie gesagt – manches in der Schwebe.

Interessant in diesem Zusammenhang ist die Seite über das Turnen im Turnraum. Die Bildunterschrift unter den Klassenraum hieß „So sieht meine Klasse aus, wenn sie leer ist“. Nun heißt es: „So stelle ich mir das Turnen im Turnsaal vor.“

Das ist logisch kompliziert, denn die ganze Zeit erzählt Johannes in der Präsensform von seinem Erlebnis in der Schule. Er hat eine Art Zuhörer oder Leser, dem er einerseits von einem vergangenen Ereignis berichtet. Das Buch beginnt mit dem Satz „Das bin ich. Johannes.“ Andererseits wird alles, was er erlebt hat, in der Präsensform erzählt. Als dritte Erzählform wird ein Bild eingeführt, so, als ob es von Johannes für den Leser gezeichnet worden sei, um dem Leser seine Gedanken darstellen zu können. Dies beginnt mit dem Opa, der nach seiner Schulzeit gefragt worden war. Und Johannes malt ein Bild mit der Unterschrift „So stelle ich mir Opa in der Schule vor“. Der Opa steht auf dem Bild in der Ecke und spritzt zum Vergnügen der anderen Kinder mit einer Wasserpistole. Eine Lehrerin ist nicht zu sehen. Der richtige Opa hatte geantwortet, dass alles langweilig war und er als Lausbub alles getan habe, damit es weniger langweilig sei. Tante Betti gefiel die Schule, weil die Lehrerin so gut Geschichten erzählen konnte und so gerne Musik gemacht hat. Bunt und blumig geht es auf dem Bild zu, das den Untertitel trägt: „So stelle ich mir Tante Betti in der Schule vor“. Jedesmal, wenn Johannes sich etwas vorstellt und dies dann zeichnet, handelt es sich um eher wilde, verrückte Situationen in der Schule. Sie sind so übertrieben – wir werden darauf zurückkommen – dass zumindest für Erwachsene deutlich wird: dies ist eine Phantasie eines Kindes und keine Realität. Nur so ist die Szene im Turnraum für Erwachsene zu verkraften, nämlich als unreal. Johannes macht auf dem Reck mit einem Arm einen Handstand und der Frau Lehrerin fliegt vor Freude an den Ringen der Rock hoch. So ausgelassen stellt sich Johannes das Turnen im Turnsaal vor.

Zweite Analyse: Vor und nach dem Anfang

Das Buch transformiert eine zeitliche Frage in eine räumliche und verbindet dabei Zeit und Raum. Johannes, wie jedes noch-nicht-Schulkind, weiß, dass es eine Schule gibt und dass er sie besuchen wird: morgen. Er möchte in der Gegenwart gern etwas wissen über die Zukunft, darüber, wie es ihm in der Zukunft gehen wird. Die Erwartung, also die in der Gegenwart erlebten Gefühle und Gedanken sind ambivalent, geprägt von Vorfreude und Vorangst. Räumlich formuliert weiß Johannes, dass er seine bisherige Heimat verlassen muss, um in einen bisher fremden Raum gelangen. Auch das ist ambivalent. Der antizipierte Ortswechsel macht Angst und neugierig zugleich.

Ein realer Schulanfang – wie in Deutschland oder Österreich – der tatsächlich einen 1. Schultag kennt, macht damit eine Unterscheidung zwischen vor der Schule und der Schule;

vor dem 1. Schultag und nach dem 1. Schultag. Konkret: aufgrund dieser Unterscheidung gibt es in dem einen Lebensbereich für Kinder Erfahrungen und von dem anderen Erzählungen.

Damit stellt sich die Frage, welche Bedeutung die Verschiebung von Erfahrung und Erzählung hat, wenn der Schulanfang, wie in anderen Kulturen, nicht die Unterscheidung von vor und nach dem 1. Schultag kennt. Und für die deutsche Situation bedeutet dies danach zu fragen, welche Bedeutung die Verschiebungen der Beziehungen zwischen Kindergarten und Schule haben und warum z.B. viele Grundschulen einen Schnuppertag organisieren. Das Buch „Morgen komme ich in die Schule“ setzt voraus, dass es weder einen Schnuppertag gibt noch einen Kindergarten, der propädeutisch auf die Schule ausgerichtet ist. Das Buch setzt voraus, dass Johannes gar keinen Kindergarten besucht, sondern bis zum Schulanfang in seiner Familie gelebt hat.

Der erste Schultag wird in der Regel als Transitionsritual beschrieben. Es ist der Tag, der die Überführung der Kinder vom Vorschulkind zum Schulkind leisten soll. Doch die bloße Existenz von Büchern wie „Morgen komme ich in die Schule“ verweist darauf, dass der Transitionsprozess weitaus früher beginnt als mit dem ersten Schultag und vermutlich auch weitaus länger dauert.

Die Kinder- und Jugendbuchforschung nennt die Textsorte der Bücher zum Schulanfang, die hier analysiert werden „intentionale Kinder- und Jugendliteratur“. (Gansel 1999, S. 8). Kinderliteratur, so wohl der Konsens in der Kinder- und Jugendbuchforschung, lässt sich nicht entlang der Texte oder der Textsorte definieren, sondern entlang dessen, was Gansel „Akt einer Zuteilung, einer Zuschreibung“ (S. 8) nennt. Texte, die eigens für Kinder verfasst wurden, werden als „spezifische Kinder- und Jugendliteratur“ definiert. Bücher zum Schulanfang sind klassische pädagogische, moralische oder didaktische Texte. Sie erzählen von etwas, was es in der Erfahrungswelt der Kinder nicht gibt; von etwas, was von Erwachsenen für Kinder geschaffen wurde. Sie erzählen es Kindern, die – im Prinzip – selbst nicht lesen können. Diese Bücher dürften in der Regel vorgelesen werden. Sie enthalten von daher das an Wissen, Moral und Ethik, was Erwachsene meinen, was Kinder, die demnächst zur Schule kommen, über die Schule wissen sollten. In den Büchern zum Schulanfang artikuliert sich wie in einem Brennglas – deshalb, wie in einem Brennglas, weil der Umfang beschränkt ist – das Weltbild von Erwachsenen über Schule, Kinder und Unterricht.

Dieses Weltbild der Erwachsenen ist zeit, gesellschafts- und kulturabhängig. Der Ausdruck „Schulwart“ identifiziert das Buch als österreichisches. Die „Frau Lehrerin“ signalisiert einen bestimmten Zeitraum im 20. Jahrhundert – vielleicht unterschiedlich zwischen Deutschland und Österreich. Und wir haben schon darauf hingewiesen, dass das Buch „Morgen komme ich in die Schule“ eine Situation voraussetzt, die es heute kaum noch gibt, nämlich ein Kind ohne Besuch eines Kindergartens. Es ist auch nicht so, dass das Buch zum Schulanfang sich allein an Kinder richtet. Es ist ein Erwachsener, der das Buch kauft und vorliest. Der kleine Hinweis auf die Sitzordnung in der Klasse – nicht nur hintereinander, sondern auch im Kreis – richtet sich wohl mehr an Erwachsene als an Kinder. Das Buch zum Schulanfang beschreibt nicht, wie der Schulanfang ist, es beschreibt auch nicht, wie Erwachsene ihn sehen. Das Buch beschreibt, wie Erwachsene es sehen sollen. Das Buch enthält auch eine pädagogische Botschaft an die Erwachsenen. Nun ist eine pädagogische Belehrung der Erwachsenen nur dann notwendig, wenn es Differenzen gibt, zwischen Sein und Sollen, zwischen Gewohnheiten und neuen Vorstellungen, zwischen Tradition und Moderne. Generell kann man unterstellen, dass das Buch für das Neue eintritt, für das Moderne. Damit ist jene Zeitströmung gemeint, die beim Erscheinen des Buches als modern etikettiert werden würde. Dies kann natürlich auch in einer Rückwendung zu alten Erziehungs- und Schulvorstellungen

bestehen. „Modern“ in diesem Sinne ist, was ein Autor, vermutlich getragen von einer Informationselite, versucht seinen erwachsenen und kindlichen Lesern als pädagogisch angemessen darzustellen.

Wenn Mira Lobe in dem Buch „Morgen komme ich in die Schule“ den Vater vom Ernst des Lebens sprechen lässt, der nun beginne und die Mutter sagen lässt: „Jetzt fängt der Spaß des Lebens an“, so problematisiert sie allein durch diese Gegenüberstellung eine Gewohnheit. Dass mit der Schule der Ernst des Lebens beginne, gehört zum Gemeingut, zu den Floskeln der Erwachsenenwelt. Die Autorin möchte dem wohl nicht richtig widersprechen. Sie stellt es aber in Frage und vermittelt damit dem erwachsenen Leser, dass er vielleicht über diese Floskel einmal nachdenken solle und beiden, dem erwachsenen wie dem kindlichen Leser, dass sich Erwachsene widersprechen können, dass man den Satz ernst nehmen soll und dass es offenbar einen Unterschied zwischen Männern und Frauen gibt.

Bücher zum Schulanfang

Die Bücher zum Schulanfang behandeln ein im Kern abstraktes Problem. Es geht um Gefühle und Gedanken von Kindern, es geht um die Vermittlung von Werten, Normen und Weltbildern, vielleicht auch um Wissen. Als Buch, als Erzählung in einem Buch müssen diese Fragen konkret in konkrete Räume und konkrete Zeiten gestellt werden. Insofern vermitteln die Texte und Bilder dieser Bücher auch immer Informationen über konkrete Räume und Zeiten. In ihnen findet sich auch das Spannungsverhältnis zwischen Realität und Wünschen. Es gibt ein Spannungsverhältnis zwischen realem Raum und einer von erwachsenen konstruierten Realität, die als pädagogisch angemessen betrachtet werden kann.

Die erste Innendoppelseite von „Morgen komme ich in die Schule“ enthält als Bildunterschrift den Satz „Das ist mein Schulweg“. Man kann ihn anhand einer gestrichelten Linie verfolgen: von einem großen Haustor, vorbei an Bäcker und Gemüsehändler, durch einen kleinen Park, entlang des Randes eines großen Platzes bis zum Schulgebäude. Dargestellt ist Kleinstadtidylle. Auch 1979 wäre es auch in Österreich vermutlich nicht einfach gewesen, eine Stadt zu finden, die diese kleinstädtische Idylle, die Übertragung des Lebens aus dem Dorf in die Stadt, hätte bieten können. Es gibt ein paar Autos, aber so wenige, dass man Johannes sicher alleine zur Schule gehen lassen kann. Die dargestellten Menschen haben sicher auch Zeit und würden sich um Schulkinder auf dem Weg zur Schule kümmern, wenn es notwendig wäre.

Das Stadtbild, die Darstellung der Menschen, der Berufe – z.B. der Bäcker mit weiß-blau gestreifter Hose, riesigem Brotlaib, Schürze, rundlichem, freundlichen Körper und Gesicht und Bäckermütze auf dem Kopf – ist keine Darstellung der Erwachsenenrealität, sondern der Wünsche der Erwachsenen. Es kann hier offen bleiben, ob sie sich diese Idylle für sich selbst wünschen oder für ihre Kinder, oder ob sie glauben, dass für Kinder eine Idylle passend sei und nicht die Realität.

Die Erinnerung der Erwachsenen und was sie davon erzählen

Johannes geht erst selbständig auf Erkundung nachdem er Erwachsene befragt hatte. Als erstes den Großvater.

„Opa, wie war das so bei dir in der Schule?“

„Langweilig!“ sagt mein Opa. „Furchtbar langweilig! Ich war ein großer Lausbub und habe alles gemacht, damit es weniger langweilig ist“.

Dann zählt er auf, was er alles gemacht hat, und die Reaktion der Lehrerin, die geschimpft hat und ihn in die Ecke gestellt. Dann setzt er sich in den Schaukelstuhl und möchte seine Ruhe haben. Johannes ist sich bewusst, dass dies früher war „Das war zu Opas Zeiten“:

„Ich denke: Eckenstehen gibt's heute nicht mehr. Das war zu Opas Zeiten. Aber Lausbuben gibt's noch immer. Ich bin nämlich selbst einer. Und Lehrer gibt's, die über Lausbuben schimpfen.“

Dieses Motiv wird später, bei der Frage, ob alle Kinder Krach machen, wieder aufgenommen werden. Es ist fast ontologisch. Es gibt Kinder, die sind von Natur aus Lausbuben. Deshalb gibt es die Notwendigkeit zu schimpfen. Nur die Diskriminierung des in die Ecke stellens, die gibt es in der Moderne nicht mehr. Das Problem oder die Aufgabe hat sich nicht verändert, nur eine bestimmte Form damit umzugehen wird als unangemessen definiert.

Das Buch lässt den Großvater erzählen und den Jungen Schlußfolgerungen daraus ziehen. Die Erzählung des Großvaters enthält dabei die Auseinandersetzung mit zwei wahrscheinlichen Fragen eines noch-nicht-Schulkindes: Schimpft die Lehrerin und wird es spannend oder langweilig. Der Text widerspricht sich selbst. Erzählt wird eigentlich, wie lustig es in der Schule war mit Fröschen, Mäusen und Spritzpistole und dem Lachen der Kinder. Und das nennt der Großvater „langweilig“. Konkret nachvollziehbar ist die Langeweile beim in der Ecke stehen. Nun steht aber der Großvater in der Ecke, weil es in der Schule langweilig ist. Worin aber diese Langeweile bestand erfährt Johannes und mit ihm der Leser nicht. Es wird also etwas angedeutet, aber nicht erklärt. Die eigentliche Frage ist nicht die zwischen Lausbub und Schimpfen, sondern zwischen Langeweile und Spaß haben. Aber was es nun war, bleibt unentschieden.

Zieht man den Rahmen etwas anders, dann sieht diese Seite so aus. In einer Erzählung über den Schulanfang erzählt ein Großvater seinem Enkelsohn wie es in der Schule war und der legt sich daraus etwas zurecht. Es gibt also auch eine Erzählsituation, die wichtig ist für die Erzählung des Buches. Und hier ist das Gähnen des Opas entscheidend. Dem Großvater wird in dem Buch „Morgen komme ich in die Schule“ eine mögliche Form der Erzählung über Schule zugeschrieben. Sie lautet. Es ist alles lange her, es ist alles nicht so wichtig. An den erwachsenen Leser gerichtet, mag diese Erzählung zur Beruhigung beitragen, wenn man ein schlechter Schüler war und trotzdem etwas aus einem geworden ist. Und für den kindlichen Leser enthält es die Botschaft: Nimm es nicht zu ernst. Wobei diese Botschaft eben auch nicht auf einen Hinweis auf das verzichten kann, was man durchaus als Kind ernst nehmen kann, nämlich die Langeweile, das Eckenstehen und das Schimpfen. Der Text enthält eine doppeldeutige Botschaft. Er erzählt diffus von etwas unangenehmen, macht also Angst und gibt gleichzeitig den Rat, keine Angst zu haben.

Dabei konstruiert das Buch Johannes als ein Kind, dass sich reflexiv zu seiner Umgebung positionieren kann. Johannes wird nicht als Opfer von Verhältnissen gezeigt, sondern als ein Junge, der selbst über die Möglichkeit verfügt, die Situation zu deuten. Erzähltechnisch wird dies dadurch geschaffen, dass Johannes in der Ich-Form erzählt und dadurch, dass die Zeichnungen als Produkte seiner Vorstellungswelt ausgewiesen werden „So stelle ich mir Opa in der Schule vor“. Die Wildheit des Bildes allerdings, auf dem keine Lehrerin zu sehen ist, nur ein Opa, der mit Wasser spritzt, eine Maus, ein Frosch und lachende und prustende und alberne Kinder, abgesehen von 2 Kindern, die wirklich schulisch arbeiten, diese Wildheit des Bildes steht in einem merkwürdigen Verhältnis zu dem Inhalt des Textes. Nimmt man Text und Bild zusammen, dann wird von den beiden Vögeln erzählt, die als Bild an der Wand der Klasse hängen, von der Krähe und der kleinen Ente. Also von der Ambivalenz von Niedlichkeit und Aggressivität. Abgesehen von dem Opa in der Ecke, sitzen 12 Kinder an Schultischen des 19th Jahrhundert. Zwei davon arbeiten schulisch. Ein Kind schreibt mit einer Feder in ein Heft. Dabei liegt der Kopf schräg auf dem Arm. Dies ist eine nicht angemessene Körperhaltung. Aber das Kind ist trotz des Trubels in der Klasse ruhig und ernsthaft dabei. Das andere Kind liest. Es ist mit Matrosenanzug, kurzen Haaren und Brille offensichtlich ein

Streber. Auch dieses Kind lässt sich nicht von dem Krach der anderen anstecken, wendet ihnen den Rücken zu und macht einen zufriedenen und sympathischen Eindruck. Die Bildunterschrift „So stelle ich mir Opa in der Schule vor“ lässt sich nun auch anders interpretieren. Es geht um die Frage, wie sich Johannes und mit ihm der kindliche Leser die Schule vorstellen soll. Da gibt es die beiden positiven Angebote: man kann in der Schule schreiben und lesen. Das andere Angebot, nämlich Quatsch zu machen, konterkariert sich durch die Übertreibung von selbst. Kinder, die sich die Bilder ansehen, werden sie lustig finden und darüber lachen, aber auch wissen, dass so die Schule nicht aussieht. Das Bild erzählt also davon, dass die Schule kein Ort ist, wo man Quatsch machen kann.

Nun haben Erwachsene im Umgang mit Kindern das Problem, dass sie, wenn sie Kinder vor etwas warnen wollen, nicht umhin können, das zumindest ein wenig zu schildern, wovor sie warnen. Hier also den Spaß an der Schule, der sich bei Erwachsenen als Tendenz zur Erzählung von Schülerstreichen bei Klassentreffen niederschlägt. Für Kinder kann man die Erzählung des Bildes wohl so zusammenfassen: Ich weiß, dass du Quatsch machen möchtest. Darfst du auch ein wenig, aber dann kannst du dich zusammennehmen und dich wie die kleine Ente verhalten und nicht wie eine Krähe.

Tante Betti hatte eine liebe Lehrerin. Sie sitzt mit einer Blume im Haar mitten in der Kinderschar und spielt Ziehharmonika. Die Kinder sind maskiert, bemalen ihre Gesichter oder Masken, überall gibt es Blumen und Ostereier. Es ist ein fröhlich harmonisches Bild. Die Ordnung ist aufgehoben, Tante Betti steht auf einem Stuhl, der auf einem Tisch steht, damit sie Ostereier unter der Decke aufhängen kann. Es ist fröhlich ohne Aggressivität, wie bei einem schönen Kindergeburtstag. Tante Betti erzählt auch, was sie gelernt hat, nämlich Rosa Socken zu stricken, die sie heute noch habe. Sie erwähnt aber auch einen wesentlichen Aspekt von Schule, der in dem Bild nicht vorkommt. All das Schöne hat die Lehrerin gemacht, wenn die Kinder gut gearbeitet haben, gut gerechnet, gut gelesen, gut geschrieben. Was die Lehrerin getan hat, wenn die Leistung nicht so gut war, bleibt unerwähnt. Fast unbemerkt geraten so Leistung und Spiel in ein Verhältnis. Auch hier bleibt dies unthematisiert zugunsten eines eher erwachsenorientierten Problems. Johannes gefällt das Schmücken und die Musik, aber rosa Socken, so meint er, braucht er nicht. Wir lesen dies als Hinweis auf curriculare Veränderungen. Nicht alles, so die Botschaft an die erwachsenen Leser, was Sie einmal gelernt haben, müssen Kinder heute lernen. Für kindliche Leser ist vielleicht auch die wesentliche Botschaft in dem Bild verpackt, dass an der Klassenwand hängt. Es zeigt eine Henne mit sieben Küken in einer Blumenwiese. So ähnlich sitzt die Lehrerin zwischen ihren Schülerinnen und Schülern: die beschützende Henne sagt den Küken, was gut für sie ist. Als Narration: Wenn die Lehrerin lieb ist und man sich einordnet lernt man etwas Gutes und fühlt sich wohl. Die kindliche Frage, auf die der Text eingeht, beschäftigt sich mit der Anerkennung durch die Lehrerin.

Die Großmutter repräsentiert schließlich eine andere durchgehende Frage von Kindern. Aus der Perspektive von Kindern, die nicht im Kindergarten sind und nicht wie früher viele Geschwister haben, ist die Pause ein grundlegendes Problem. Genauer gesagt: die anderen Kinder in der Pause. Die Großmutter schildert Johannes das Problem, dass nämlich die größeren Kinder aggressiv sind, sie auslachen und sie nicht mitspielen lassen und sie schildert die Lösung, nämlich eine Freundin zu haben, mit der man spielen kann und mit der man sich zusammen gegen die anderen behaupten kann: „Hoffentlich gibt es dann einen Peter in meiner Klasse, der mein Freund wird. Der hält zu mir, und ich halte zu ihm.“ Das Bild zeigt die Großmutter auf dem Schulhof sitzend, von allen Kindern ausgelacht. Und Johannes denkt: „Arme Oma!“ Ob mir das auch passiert?

Wenn man unterstellt, dass Kinder über die Erfahrung der Auseinandersetzung um Anerkennung unter Kindern verfügen und wissen, dass in der Schule sowohl eine Zwangsgemeinschaft eingerichtet ist und man dort vor allem älteren oder stärkeren Kindern nicht aus dem Weg gehen kann, so projiziert das Bild eine gegebene, diffuse Angst als Voraussetzung dafür, einen positiven Rat geben zu können. Das: „Suche dir einen Freund“ setzt das Problem voraus.

Wenn man unterstellt, dass Kinder in ihrem bisherigen Leben ähnliche Probleme hatten und gelernt haben, damit umzugehen, zum Beispiel durch Unterordnung, Cliquenbildung, kleine Aufstände, Prügeleien etc. dann stellt sich die Frage, warum das Buch dieses Problem so eindeutig darstellt. Was auf den anderen Seiten nur angedeutet wird, ist hier manifest. Es drängt sich der Eindruck auf, dass hier nicht primär auf Kinderängste eingegangen wird, sondern vielmehr Kindern Angst gemacht wird. Wir wissen, dass Johannes am Ende seinen Freund bekommen wird, nämlich Sabine. Aber hier, auf dieser Seite ist sie noch nicht im Bild. Vordergründig geht es um Anerkennung unter Kindern, aus einer anderen Sicht um die Grausamkeit von Kindern, die eines Erwachsenen zum Schutz des Einzelnen bedürfen. Es geht um das schulische Thema der Ein- und Ausgrenzung. Die Großmutter ist ausgegrenzt von den anderen Kindern. Nicht dazuzugehören ist eine große Drohung und Warnung. Als schulisches Moment, verkleidet in der Konkurrenz unter Kindern, geht es um die Frage nach dem Verhältnis des Einzelnen zu der Gruppe, um die Frage nach der Bedeutung von Ich, Du, Wir und Ihr. Sie, so die Erinnerung der Erwachsenen und die Botschaft an die Kinder: ist das Wichtigste in der Schule.

Die bisher interpretierten Erzählungen der Erwachsenen thematisieren einige grundlegende Aspekte von Schule. Was ist Spaß und was ist Ernst, wie ist es mit Leistung und Unterordnung, und wird man anerkannt als dazu gehörig. Es fehlt noch eine große Frage, die hier dem Bäckermeister zugeschrieben wird. Es ist die nach dem Zusammenhang von Leben und Lernen, oder anders formuliert: was ist neu in der Schule, denn gelernt hat man ja auch schon bisher. Das Buch idyllisiert die Frage, indem sie den Bäckern Herrn Mehlinger von seiner Dorfschule erzählen lässt. Und damit ergibt sich eine ähnliche Struktur, wie bei der Erzählung des Großvaters. Das Bild zeigt die Schule unter dem Baum inmitten von Gänsen, Kaninchen, und Hühnern und Küken. Der junge Lehrer in buntem Hemd und Jeans steht neben einer Tafel vor der ein Kind steht und rechnen soll. Und zwar „3 + 1“. Auf die Tafel gezeichnet sind 4 Küken. Die Kinder sitzen im Viereck um den Baum, einige lesen, einige malen, einige rechnen – der Bäckermeister hat mehrere Kaninchen im Arm. Zum Lehrer schaut niemand. Deutlich sichtbar ist, alle arbeiten gern. So stellt sich Johannes die Dorfschule vor. Herr Mehlinger weist schon noch darauf hin, dass der Lehrer streng war, dass man viel bei ihm gelernt habe. Johannes ist aber die Natur- und Lebensnähe wichtiger: *„Und im Garten lernen, wo die Kaninchen vom Herrn Lehrer herumhüpfen – das wär auch was für mich. Da würde ich gerne zählen und rechnen lernen! 3 Enten und 4 Gänse und 5 Kaninchen weniger 6 Hühner und so.“*

Hier erfolgt die Distanzierung von dem in sich geschlossenen Bild durch den Konjunktiv. Auf den anderen Seiten stellt Johannes fest, hier „würde er gern“. Damit stellt sich die Frage, ob sich dieser Wunsch realisieren wird. Und es gibt noch eine implizite Botschaft. Herr Mehlinger war nicht so begeistert wie Johannes. Auf die Frage, wie ihm die Schule gefallen hat, antwortet er „Ganz gut“

Der Verweis auf die Dorfschule ist für den erwachsenen Leser auch ein Hinweis auf weniger zerrissene Zeiten. Das „ganz gut“ verweist – trotz des strengen Lehrers – auf die Grenzen einer Dorfschule. Es war schon schön damals, aber es nicht mehr zeitgemäß, so die Erzählung für die Erwachsenen. Erkennbar ist dies auch daran, dass ähnlich wie beim Großvater die Dorfschule im Garten übertrieben wird und damit sich selbst widerspricht. Ein Kind, so

erinnert sich der erwachsene Leser würde gern mit Enten und Gänsen rechnen – es ist, aber so weiß er, bestenfalls für den Anfang möglich.

Was man aus dem Buch lernen kann

Das Buch thematisiert anhand der Erzählungen und der gezeichneten Bilder Grundfragen der Lebenssituation Schule und zwar auf die Weise, dass es über Schule erzählt. Diese Erzählungen heben bestimmte Aspekte hervor, lassen andere eher weg und bewerten damit. Für die Kinder haben diese Erzählungen unter anderem die Funktion des Ratgebers. Das Buch gibt vor, Probleme der Kinder aus deren Perspektive aufzugreifen. Das ist nur zum Teil zutreffend. Durchgehend wird über Schule so erzählt, dass bestimmte normative Vorstellungen darüber deutlich werden, was von einem Schulkind erwartet wird. Dort, wo auf – vermutete - Erzählungen oder Perspektiven von Kindern eingegangen wird, geschieht dies mit der Absicht, sie vorsichtig in Frage zu stellen.

Hier wird der Gewinn der Analyse von Büchern zum Schulanfang sichtbar. Unabhängig von rechtlich-organisatorischen oder pädagogisch-didaktischen Regelungen zeigen diese eher fiktionalen Bücher die Komplexität schulischen und – wenn so will – vorschulischen Lebens. Wenn man mit Schleiermacher fragen will – „Was will eigentlich die ältere mit der jüngeren Generation“, so zeigt sich dies kaum in der Didaktik, kaum in rechtlichen Bestimmungen, wohl aber in jenen Medien, in den sich Erwachsene darüber verständigen, was sie von den Kindern wollen sollen und dies Kindern mitteilen. Das sind Rituale, das sind solche Bücher und das sind Praxen des Umgangs von Lehrerinnen mit Kindern, in denen es primär um die Frage geht, was man in der Schule tun soll, um ein guter Schüler oder eine gute Schülerin zu sein.

In solchen Büchern müssen in Form von Erzählungen Erwachsene ihre Vergangenheit, ihre Ängste und Wünsche und ihre Vorstellungen über die Zukunft an die Kinder weitergeben und zwar komprimiert als normative Botschaften. Dies geschieht jeweils in einer gelebten Gegenwart von Kind und Erwachsenen. Es ist deshalb auch naheliegend, dass in dem Buch „Morgen komme ich in die Schule“ die Eltern nicht gefragt werden. Sie sind ja die Vorleser. Erst aus dieser Perspektive bekommt man Veränderungen zur Bedeutung von Schule in den Blick und zwar als kulturelle Veränderungen.

Erster zeitlicher Vergleich: 1979 zu 1998

Das Buch „Morgen komme ich in die Schule“ wurde fast 20 Jahre nach der Erstausgabe (1998) von dem ebenfalls in Österreich ansässigen Verlag Esslinger neu herausgegeben. Die Texte sind – bis auf eine wichtige Ausnahme – unverändert geblieben und stammen von Mira Lobe. Die Bilder sind nun neu gezeichnet von Irma Traud Guhe.

Wir haben dieses Kapitel mit dem Bäckermeister Mehlinger begonnen und seiner Erzählung von der Dorfschule. Auch in der Ausgabe von 1998 gibt es Herrn Mehlinger und auch dieser Herr Mehlinger erzählt von einer Dorfschule. Aber seine Schule sieht nun ganz anders aus als die im dem Buch von 1979. Eine Tafel steht auf einer Wiese. Davor in einiger Entfernung in einer Art Halbkreis 8 Kinder. Ein nach Lehrer angezogener Lehrer zeigt mit einem langen Stock auf die Tafel. Darauf steht groß: „1 + 1“. Alle Kinder schauen zur Tafel. Das Bild selbst hat keine eigenständige Unterschrift mehr. Es ist also nicht mehr als Vorstellung des Kindes zu lesen, sondern als Illustration der Erzählung des Erwachsenen.

Es fällt sofort auf. Alles ist versachlicht. Es gibt keine Hühner, Gänse oder Kaninchen auf dem Bild und es gibt auch keine Kinder, die unterschiedliches tun. Die Bilder sind immer noch kitschig, so vor allem das neu hinzugekommene Bild über Skifahrer vor einem kleinen Haus. Aber bestimmte Klischees werden nicht mehr bedient. Der Bäckermeister hat eine Glatze und ist freundlich, aber keine Bäckermütze, keine blauweiße Hose usw. Er sitzt auch

nicht mehr erkennbar in der Schülergruppe um die Tafel. Dorfschule ist nun Unterricht im Freien; andere Assoziationen sind weitgehend eliminiert.

Diese Versachlichung gilt generell. Wenn 1979 eine Kleinstadtidylle gezeichnet ist als Vorlage für die Beschreibung des Schulweges von Johannes, so enthält die erste Doppelseite aus dem Jahr 1998 comicartig im Stil von Kindern gezeichnete kleine Zeichnungen verstreut über die Seite. Schulranzen, Hefte, Stifte, Strichmännchen aber auch kleine Hunde. Nun fehlt der Geschichte ein Ort. Übrig bleibt ein abstrakter Verweis auf Schule, wobei dieser Verweis zwei Aspekte enthält. Zum einen gibt es die Zeichnungen schulischer Utensilien und zum zweiten – hier auch neu – Zeichnungen, die eindeutig von einem Vorschulkind stammen. Etwa Strichmännchen von einem Jungen, einem Hund und einem Haus, mit zwei Fenstern und einem Schornstein aus dem Rauch aufsteigt. Das dahinter stehende Prinzip wird am besten deutlich auf der Seite, wo von den Erinnerungen des Großvaters die Rede ist. 1979 zeigt die Zeichnung eine ziemlich wilde ausgelassene Klasse. Im Sinne des Wortes laufen dort Frosch und Maus über die Schulbänke. 1998 umläuft gewissermaßen als Passepartout eine Strich-Zeichnung von Mäusen die eigentliche Seite. Während 1979 zwei Zeichnungen genügten, um die Situation darzustellen, nämlich die Situation Klasse und eine Interaktionssituation zwischen Johannes, Großvater und Hund enthält das Buch von 1998 nun insgesamt 7 Einzelbilder, wovon 4 mit farbigen Kreis unterlegt sind. Sie zeigen Johannes im Gespräch mit dem Großvater, Johannes im Gespräch mit dem Hund, den Großvater im Schaukelstuhl, eine Maus, die aus einem roten Kreis herausspringt, einen Frosch, der aus einem orangefarbenen Kreis herausspringt, den Großvater, wie er als Junge aus seinem Kreis heraus mit einer Wasserpistole spritzt und schließlich einen Kreis, wo der Großvater als Junge in der Ecke steht, eine Lehrerin offenbar schimpft und noch eine Tafel zu sehen ist, auf der die ersten Buchstaben des Alphabets in Groß- und Kleinschreibung angeschrieben sind. Man kann dieses layout als Stilmittel interpretieren und sicher davon ausgehen, dass eine neue Zeichnerin sich von der vorherigen unterscheiden muss. Aber auch dann – so unsere These – ist das Ergebnis nicht zufällig, sondern zeitbestimmt.

Auf dieser Seite jedenfalls ist eines ganz sicher. Die Zeichnungen sind so zusammenhanglos und sachlich, dass der Gedanke, in der Schule tobe das Leben, nicht aufkommen kann. Der Disziplinierungsprozess, den das Buch von 1979 dadurch in den Horizont rückte, weil es die Beziehung von Zivilisation und Wildnis zum Thema machte ist in dem Buch von 1998 schon vorausgesetzt. Er beginnt also nicht mehr wie 1979 in der Schule, sondern zuvor. Damit kehrt sich auch die Botschaft um. Sie lautet nun: wer mit Wasserpistolen schießt, muss in der Ecke stehen. Noch einmal: die Regeln der Institution werden nur vorausgesetzt.

Man kann für die Darstellungen der Räume der Erzählung, also der Häuser, der Erwachsenen und ihrer Kleidung etc. sagen, dass an ihnen alles kitschige, dekorative, idyllische entfernt worden ist. Als ein Beispiel: Das Schulhaus von 1979 ist alt, hat Sprossenfenster und Dreiecksgiebel über den Fenstern. Das Schulhaus von 1998 sieht aus wie ein Mehrzweckgebäude einer großen Wohnungsbaugesellschaft. Als Schule oder Kindergarten ist es allein an der Häufung kindspezifischer Dinge hinter den Fenstern zu erkennen. Natürlich kann man auch sagen, dass die Kleidung der Erwachsenen 1998 anders aussieht als 1979. Ohne dies hier weiter vertiefen zu wollen, so fällt doch auf, dass das Buch von 1979 Vertreter unterschiedlicher Schichten versammelt und individuelle Typen zeigt. Etwa auf der Seite, die sich um dem ersten Schultag dreht. Das Buch von 1998 versammelt Möglichkeiten unterschiedlicher Kleidungsstile einer mittleren Mittelschicht, die mit ihrer Kleidung zweierlei zu signalisieren vermag. Nämlich, wir sind alle gleich und jeder unterscheidet sich ein wenig von anderen. Statt der Schichten und Typen gibt es hier Exempel eines allgemeinen Algorithmus (vgl. Moles 1973).

Betrachtet man die Zeichnungen der Erwachsenen als Vorbilder für Kinder, die sie anschauen und von ihnen lernen sollen, so wird sichtbar, dass das Ziel von Schule und Bildung nicht in der Ausprägung einer individuellen Persönlichkeit zu sehen ist, sondern in dieser, die individuelle Abweichung als notwendigen Aspekt einer allgemeinen Matrix zu verstehen. Nicht Individualisierung wird als pädagogisches Zielsetzung erkennbar, sondern der Hinweis darauf, dass es darauf ankommt, sich über die Beziehung von „role-making“ und „role-taking“ bewußt zu werden, weil nur so, aus den Augen der betrachtenden Umgebung, die eigene Identität zu finden ist.

Das gilt auch für den jeweils in beiden Büchern dargestellten Hund, oder um es fast aufdringlich zu machen, für die Dächer der Häuser. Die Idylle im alten Buch gibt den Blick frei auf das Zentrum der Kleinstadt und damit auf die Dächer. Die Häuser haben ein unterschiedliches Alter und folglich sind die Dächer sehr verschieden voneinander. Auch das neue Buch kann nicht ganz auf die Darstellung des Ortes verzichten, weil Johannes ja mit dem Hund auf dem Roller zur Schule fährt. Aber es ist kein Blick auf einen Ort, sondern ein kartographischer Blick auf eine Wegstrecke. Geblickt wird von oben auf die Dächer, so dass man den Bäckerladen nur an einer Brezel erkennen kann, die außen an der Wand befestigt ist und den Uhrmacher ebenso an seiner außen hängenden Uhr. Und alle Dächer sind gleich in ihrer Form und in der Form der Dachziegel. Nur die Farben unterscheiden sich.

Man kann auch sagen, dass die Normierung der Dächer in dem Buch von 1998 einfach technische und ökonomische Gründe hat. Zwischen 1979 und 1998 hat der Computer und entsprechende Zeichenprogramme Einzug in Verlage gehalten. Seitdem werden Figuren am Computer entworfen. Entsprechend sind sie flächig. Und es ist am kostengünstigsten, wenn man ganze Seiten wie Module zusammen setzen kann ohne sie neu zu zeichnen. Die Änderung einer Farbe ist vom Zeitaufwand her fast umsonst.

Aber auch dies erklärt inhaltliche Unterschiede nicht.

Bei Tante Betti's Erzählung bleiben 1998 statt einer fröhlichen Feier nur eine Ziehharmonika spielende Lehrerin, genau sieben Sterne, die in einem Kreis von der Decke baumeln und sieben andächtig der Lehrerin lauschende Kinder, statt einer Schar dionysischer Jungen und Mädchen. Ein wenig Freude hat nun der Hund, deshalb, weil Johannes ihm statt der Rosa Socken der Tante zeigt, dass er Socken hat, die ebenso gestreift sind wie sein Hemd. „Ein bißchen Spaß muß wohl sein“.

Die Dorfschule behandelt nun nicht die Beziehung von Leben und Lernen, sondern „außerschulische Lernorte“, genauer gesagt, Unterricht außerhalb eines geschlossenen Schulraumes. Spannend finden wir hier die Tatsache, dass das Tafelbild geändert wurde. Lautete 1979 die Aufgabe „ $3 + 1$ “ verbunden mit einer Zeichnung von 4 Küken, so fehlen 1998 die Küken und die Rechenaufgabe lautet „ $1 + 1$ “.

Nun ist „ $1 + 1$ “ auch für Vorschulkinder keine Aufgabe, sondern Zeichen für Unterricht. Während 1979 die Aufgabe symbolisiert, dass man in der Schule etwas lernen kann, symbolisiert das „ $1+1$ “ Schule und verzichtet auf das Lernen. Die Küken und die Ziffern zusammen auf einer Tafel veranschaulichen Mathematik und symbolisieren damit auch den Lernweg der Kinder, den sie zurücklegen müssen, nämlich von der Anschauung zur Abstraktion. Das Buch von 1998 enthält nur noch Zeichen. Nun steht im Text, das Johannes gerne konkret zählen und rechnen lernen würde. Die gesamte Botschaft lautet nun: das wird in der Schule nicht stattfinden.

Die Erzählung der Oma wird 1998 abgemildert. Im wesentlichen dominieren zwei Bilder. Eines zeigt die Oma als Mädchen mit ihrer Freundin; das andere die Situation, ausgeschlossen worden zu sein. Aber auch das Ausschließen ist abgemildert. Während 1979 alle Kinder um Kreis um die Großmutter stehen und sie auslachen, steht sie 1998 isoliert am Rande eines

Geschehens. Andere Kinder spielen zusammen, zwei scheinen über die Großmutter zu tuscheln.

Auf allen Seiten des Buches von 1998 ist im Vergleich zu dem von 1979 die Wildnis entfernt worden.

Wenn Johannes und seine Lehrerin die Schultreppe hinaufgehen, so wollen 1979 ganz viele wilde Tiere mit. 1998 stakst nur der Hund mit die Treppe hinaus.

Wenn die Lehrerin 1979 so an den Ringen schaukelt, dass ihr Rock hoch fliegt, so steht sie 1998 sittsam in einer langen Hose auf dem Boden der Turnhalle und weist Johannes mit einer Handbewegung auf die Möglichkeit hin, vom Pferd herabzuklettern und an den Ringen zu turnen. 1998 will der Hund natürlich auch nicht auf das Pferd und 1998 stehen neben dem Pferd, deutlich sichtbar die ausgezogenen Schuhe der Lehrerin und von Johannes.

Das Prinzip der Versachlichung und der Voraussetzung der Disziplinierung vor der Schule ist so durchgängig durch alle Seiten, dass man sich fragt, welche Bedeutung denn nun die einzig gravierende Veränderung im Text hat.

In beiden Büchern ist der Text identisch, bis auf eine Seite.

In beiden Büchern fragt Johannes ganz viele Erwachsene danach, wie es in der Schule war. 1979 wird dies illustriert in der Form, dass Johannes auf einem Platz gezeigt wird, wie er ganz unterschiedlichen Menschen diese Frage nach der Schule stellt. Kategorisiert sind die Erwachsenen vor allem entlang ihrer Berufe, aber 1979 gibt es eben auch Passanten oder einen Maler, der keine Antwort gibt. 1998 werden daraus nur die Berufe übrig bleiben, also etwa Gemüsefrau, Polizist, Briefträger, Rauchfangkehrer etc. Sie sind abgebildet, sagen aber nichts. Dafür findet sich im Text der zusammenfassende Schluss: „Und jeder gibt mir eine andere Antwort“.

1979 finden sich Antworten, die in dem Buch von 1998 nicht mehr abgedruckt sind. Dies ist insofern bemerkenswert als die Skala der Antworten die Palette möglicher Erinnerungen an die Schule durch Erwachsene wiedergibt. Diese Antworten sind nicht fiktiv, sie sind ein Ausschnitt aus einer gelebten Realität der Erwachsenen. Es lohnt sich, sie vollständig zu nennen:

Gerne

Ich war Spitze

Zuerst ja, später nicht

Dumme Frage

Schule muss sein

Natürlich

Gar nicht

Ja

Nein

Ich war eine Niete.

Man darf annehmen, dass die Tatsache, dass es der Polizist ist, der sagt „Ich war eine Niete“ ein Scherz des Buches ist, der sich an die erwachsenen Leser richtet.

In Bezug auf das Generationenverhältnis gibt es einen merkwürdigen Widerspruch. Wenn man dem Buch von 1979 Kindertümelei vorwerfen mag, also eine Idyllisierung von Kindheit, so lässt es doch zu, dass Kinder von Erwachsenen etwas über ihre Schulzeit erfahren. Wobei der Kern der Realität nicht nur darin besteht, dass sie sich widersprechen, sondern darin, dass sie – Ernst genommen – Johannes ins Grübeln geraten lassen müssten. Einige Aussagen widersprechen der Grundfigur der Erzählung, die da lautet: Die Schule wird schön. Das Buch von 1998 setzt einerseits Kinder als vernünftige Wesen voraus, als bereits disziplinierte, aber auch als fähig zu einer eigenständigen Interpretation. Nun wird

andererseits diesem modernen Kind genau das an Wissen vorenthalten, was eigentlich notwendig wäre, um die Frage entscheiden zu können, die es sich am Anfang stellt, nämlich, ob es sich auf die Schule freuen soll oder nicht.

Als Frage formuliert: Man wird in Bezug auf das moderne Kind genauer fragen müssen nach der Beziehung von Sachlichkeit und Autonomie.

Beiden Büchern ist gemein:

Johannes kommt zur Schule, er reagiert also auf eine Anforderung seiner Umwelt. Johannes weiß noch nichts über die Schule und möchte vor Schulbeginn etwas über seine Zukunft wissen. Johannes erfährt nicht, was in der Schule gemacht wird. Er erfährt aber, dass die Lehrerin nett ist. Er erfährt auch, dass es irgendwie gefährlich werden wird und er bekommt Hinweise darauf, wie man mit den Gefahren umgehen kann. Ihm wird Angst gemacht und Angst genommen.

Schulanfang als Problem

Man muss sich die Situation vorstellen. Ein Erwachsener liest einem noch nicht schulpflichtigen Kind aus einem der Bücher vor. Das Buch zeichnet eine Welt, die das Kind noch nicht kennt, von der es aber schon gehört hat. Die Zeichnung dieser Welt soll das Leben in der realen Welt erleichtern. Das Bild ist nicht identisch mit der Realität; es nimmt reale Elemente auf und deutet sie um oder hält die Frage nach Dokument und Fiktion in der Schwebe. An einem Beispiel: Alle Lehrerinnen in den Büchern sind nett. Eine reale Vorbereitung des Kindes könnte auch lauten: „Sei vorsichtig, manche Lehrerinnen sind nett, manche nur am Anfang, manche überhaupt nicht“. Die nette Lehrerin ist deshalb notwendig, weil die Erwachsenenkultur unterstellt, der Schulanfang sei für Kinder ein Problem. Alle Bücher konstruieren den Schulanfang als Problem. Das ist auch logisch, denn wenn es kein Problem gäbe, bräuhete man nicht darüber zu schreiben. Das Problem in den Büchern liegt auf der Seite der Schule und nicht auf der, noch nicht in der Schule sein zu dürfen. Mit der Ausnahme von Tolstoi – doch dazu später.

Damit stellt sich die Frage, warum der Schulbeginn als Problem konstruiert wird. In den Büchern wird die Problematik des Schulanfanges auf der biographischen Ebene verhandelt. Bei anderen Medien, wie der Schultüte, werden eher gesellschaftliche Problemlagen angesprochen und mit der biographischen Perspektive vermischt. Eine Problemkonstruktion lässt sich entlang der Linie Natur-Zivilisation bzw. unschuldige Kindheit - diszipliniertes Erwachsenwerden verorten. Nun muss man sich klar darüber sein, dass hier Erwachsene zunächst für sich schreiben. Sie erzählen ihren Kindern eine Geschichte aus ihrer Erinnerung. Sie erzählen von dem Verlust der Kindheit und sind sich offenbar nicht so sicher über den Gewinn, der mit dem Erwachsenwerden verbunden sein kann. Dies würde die Figur der „netten Lehrerin“ erklären können. Die Lehrerin muss deshalb nett sein, weil die Situation Schule alles anderes als nett ist. Die Person der Lehrerin kompensiert also die Institution. Das Spannungsverhältnis zwischen vor der Schule und nach Schulbeginn bedeutet auch, dass die vor Schulbeginn erworbenen Fähigkeiten nicht von allein ausreichen, um in der Schule zu bestehen. Es bedarf zusätzlicher Anstrengungen und eines zusätzlichen Mutes. Wenn man Erziehung als ein Handeln begreift, dessen Bedeutung nicht in der Gegenwart liegt, in der gehandelt wird, sondern in der Zukunft, dann dient das Vorlesen dieser Bücher der Immunisierung bzw. Kampfvorbereitung der Kinder für die Schule. Sie antizipieren zuhörend Situationen, die sie in der Zukunft bewältigen sollen. Am Beispiel der Lehrerin: Die Kinder sollen sie nett finden. Dies lässt sich als Ratschlag der Erwachsenen an die Kinder definieren. Wohl aus der Erfahrung, dass, wer seine Lehrerin nett findet, es leichter mit ihr und der Schule hat. Die Bücher sind also Vorbereitungs- und Übungsbücher. Damit wird – wiederum

– unterstellt, eine solche Übung und Vorbereitung sei notwendig. Man kann es auch so sagen: jede Unterscheidung, die kulturell/gesellschaftlich entwickelt worden ist, macht eine Abarbeitung dieser Unterscheidung notwendig. Dies gilt für die zwischen Kind und Erwachsenen, ebenso wie für Familie/Kindergarten und Schule oder die zwischen Spielen und Lernen oder Arbeiten und Lernen.

Der Schulanfang und seine Erinnerung durch die Erwachsenen, die bestimmt wird durch von der Erinnerung bestimmten Ratschläge an die Kinder basiert auf Kindheitskonstruktionen und deren ambivalente Projektionen. An den einzelnen Büchern lassen sich dann orts- und zeittypisch bestimmte Umgangsweisen mit den Ambivalenzen beobachten. Auflösen lässt sich die Ambivalenz wohl kaum.

Der Sinn des Vorlesens kann auch darin gesehen werden, gesellschaftlich vorhandene Strukturen in der Weise an Subjekte zu vermitteln, dass die Strukturen als Ergebnis von Interaktionen zwischen Subjekten erscheinen. Von daher unterscheiden sich die Bücher auch darin, wie sehr sie die Rolle der Struktur bzw. die Möglichkeit des Einflusses des Einzelnen zur Veränderung von Strukturen betonen.

Zweiter zeitlicher Vergleich

Daran, was den Kindern über deren Zukunft erzählt wird, lassen sich die Wünsche, Ängste und Hoffnungen der Erwachsenen erkennen. Aus den Projektionen über Kindheit und über die Schule und daraus resultierend aus den Projektionen über das normative Verhältnis zwischen beiden leiten sich die normativen Botschaften an die Kinder ab und damit auch an die Eltern. Ein zeitlicher Vergleich macht auf die Veränderungen des Zeitgeistes aufmerksam, aber – in der unterschiedlichen Form der Lösungsansätze für Probleme – auch auf Problemstrukturen, die sich offenbar nicht ändern, sondern immer wieder anders beschrieben werden.

1983 übernimmt der deutsche Taschenbuchverlag das Copyright des österreichischen Verlages „Jugend und Volk“ von 1979.

Der Text ist auch hier – bis auf eine Ausnahme – identisch. Das Buch ist neu illustriert, allerdings wiederum von Susi Weigel, die auch schon die Ausgabe von 1979 illustriert hat. Bei dem mir vorliegenden dtv Buch von 1983 handelt es sich um ein kleines Taschenbuch „dtv junior“, dessen Format fast nur ein viertel so groß ist, wie das gebundene Buch. Das verlangte wohl auch einen Verzicht auf manche Bilder. Einige sind nun nicht mehr farbig, sondern schwarz-weiß; andere sind neu gezeichnet, bei anderen gibt es einen anderen Ausschnitt.

Interessant daran ist, dass die Zeichnungen von Susi Weigel dort von ihr selbst verändert und dem Zeitgeschmack angepasst wurden. In einer der wenigen textlichen Änderungen sagt nicht mehr der Polizist, sondern der Busfahrer, dass er in der Schule eine Niete gewesen ist. Die Änderungen der Zeichnungen wirken gegenüber der Originalausgabe zum Teil sehr abgeschwächt. Johannes wirkt in allen Szenen defensiver, als im Original.

Stark verändert ist etwa Opas Klassenraumszene. Der Streber wurde entfernt, der Frosch verkitscht (und auf den Kopf eines der Kinder gesetzt, statt von diesem aufmerksam beobachtet zu werden) und die Kinder wirken alle sehr ähnlich und gehorchen ihrer Aufgabe, schlicht wild zu sein. Opa wirkt dagegen fast bieder mit seiner Wasserpistole. Seinen Schnauzbart hat er verloren, dafür hat er jetzt eine Brille. Die kurzen Hosen wurden durch lange ersetzt und statt seines frechen rosa Halstuches trägt er nun eine Krawatte.

Das gleiche gilt für Tante Bettis Klasse. Auch hier fehlen individuelle Charaktere. Dort wo Änderungen eindeutig auszumachen sind haben sie zum Ergebnis, dass alle Beteiligten, Hund, Kinder und Erwachsene disziplinierter erscheinen und weniger originell oder markant. Man kann auch sagen: stereotypisiert. In Tante Bettys Klassenraum wird zwar gefeiert und es

werden von ihr Papierblumen aufgehängt. Was aber fehlt ist das Zusammenspiel, von lernen, arbeiten und feiern. In der Originalausgabe spielt ein Mädchen Ziehharmonika, ein Kind hilft der Lehrern, ein Mädchen malt Masken an und einige Kinder helfen sich untereinander. Davon ist in der dtv Ausgabe nichts mehr zu sehen. Es sind Kleinigkeiten. Aber das Bild, wo der Junge den Bäcker fragt, zeigt in der alten Ausgabe zwei lebendige, miteinander sprechende Menschen. Johannes hat einen Einkaufsbeutel, der auf dem Boden hängt und verweist mit seiner rechten Hand auf den Bäcker, der Johannes und dem bettelnden Hund freudig lächeln eine Tüte mit Brezeln gibt. In der Ausgabe von 1983 bei dtv hat Johannes ein großes Weißbrot in der Hand und einen leeren Einkaufsbeutel, den er dem Bäcker hinhält, damit dieser seine Tüten mit Brezeln hinein tun kann. Aber der Bäcker muss erst noch die Tüte füllen. Das Bild hat nun 1983 eine völlig andere Botschaft als 1979. In der alten Ausgabe zeigt das Bild ein Gespräch - in der neuen Ausgabe eine Einkaufssituation. Das dazu gehörende Bild der Dorfschule ist auch stark verändert. Der Ast, auf dem die Katze saß ist abgesägt. Fast alle Kinder tun nun das gleiche. Sie haben ein Heft vor der Nase und starren gelangweilt nach vorne. Das Mädchen, das in der Originalszene lässig die Mathelösung mit vier Fingern zeigt, ist ersetzt worden durch zwei Kinder, die mit drei ausgestreckten Fingern ihre Hände strecken. 1979 hatte sich noch niemand gemeldet. Selbst an den Zeichnungen der Tiere ist der Prozess der Zivilisierung ablesbar: Die Kaninchen haben keine Haare mehr und die Ente keine Küken.

Das Bild auf dem Marktplatz, wo Johannes alle fragt, ob sie gern zur Schule gegangen seien, ist auch interessant. Abgesehen davon, dass nun nicht mehr der Polizist, sondern der Busfahrer sagt „ich war eine Niete“, gibt es eine Reihe von großen und kleinen Änderungen, die hier nicht alle erzählt werden können. Interessant ist vor allem die Änderung der Zeichnung in der Szene zwischen Schornsteinfeger und Junge. In beiden Büchern sagt der Schornsteinfeger: „Ich war Spitze“. In der Ausgabe von 1979 ist ihm ein etwas skeptisch-ironisch dreinblickender Junge beigegeben. In der Ausgabe von 1983 wird der Schornsteinfeger von Johannes bewundert.

Auch ist Ordnung eingezogen. Das gilt für die Tiere, die mit die Treppe hinauf wollen. Deren Wildheit ist weitgehend reduziert und durch Bilder ersetzt, die an Comicfiguren denken lassen. Auf der Seite „So sieht meine Klasse aus, wenn sie leer ist“, betrachtet die Lehrerin nicht mehr die Namenskarten, sondern kontrolliert die Schulhefte von Johannes. Der Hund fehlt auf dem Bild, ebenso wie die Zeichnung von Hund und Kind auf der Wandtafel. Im dtv Buch ist die Tafel leer und es sieht nicht so aus, als dürfte sich Johannes trauen, auf die Tafel zu malen. Er müsste sich erst die Erlaubnis der Lehrerin und die Kreide von ihrem Pult holen. Beides war 1979 nicht nötig. Da gab es schon ein von einem Kind gemaltes Bild und die Kreide lag auf der Ablage der Tafel. 1983 bekommt er die Erlaubnis und malt ein Bild, das dann auf der nächsten Seite zu sehen ist. Auch die Verteilung der Namenskarten zeigt Ordnung. In der alten Ausgabe waren sie unregelmäßig auf den Schultischen verteilt worden. Nun, in der neuen, stehen sie korrekt an den Außenseiten der Tische. Sogar die vier Bilder neben der Tafel gehorchen den Gesetzen der Ordnung. In der alten Ausgabe waren sie zwar auch ungefähr gleich groß, aber doch unregelmäßig aufgehängt. 1983 sind sie dürftiger, anspruchsloser gezeichnet, hängen dafür aber alle exakt in einer Höhe; und zwar wie es sich gehört, nun links und rechts von der Tafel jeweils 2 Bilder und nicht, wie 1979: drei Bilder links neben der Tafel und eines rechts.

In der Ausgabe von 1983 gibt es auf dem Wimmelbild, wo sich Kinder und Eltern vor der Schule treffen, nun zwei Jungen mit schwarzen Haaren. Schwarzhaarige Jungen gab es zuvor nicht. Der eine der beiden, prügelt sich mit einem anderen Kind; der andere möchte erkennbar als einziges Kind nicht in die Schule.

Brechen wir hier ab.⁶

Der Grund für die neue Illustration dürfte auch rechtlich zu sehen sein. Die Rechte für die Illustrationen liegen nun beim Deutschen Taschenbuch Verlag. Susi Weigel hält ihren Stil durch, der sehr schnell auf allen Seiten erkennbar ist. In vielen Aspekten ist sie sich treu geblieben. Sie zeichnet eine bunte, dörfliche, lustige und lebendige Gesellschaft. Aber insgesamt sind die – nicht als Zufall denkbaren – Abschwächungen des chaotischen und anarchischen unverkennbar. Am interessantesten ist die Veränderung auf der zweiten Umschlagseite. Das Buch von 1979 zeigt auf der – immer für Leser bedeutenden Seite 2 – eine Wiederholung eines erst später abgedruckten Bildes: „Das ist mein Schulweg“. Das ist eine Art Wimmelbild, auf dem unterschiedliche Häuser und Menschen zu sehen sind und – mit Strichen eingezeichnet – Johannes Schulweg. Das Bild macht neugierig. In der dtv-Ausgabe von 1983 fehlt es.

Stattdessen liegt ein Mann unter seinem Auto, das er gerade repariert. In der alten Ausgabe gab es ihn auch schon. Er war Teil der Ansammlung auf dem Marktplatz und sagte dort einfach Ja“, was wohl so viel bedeutet, wie „was wollt ihr von mir. Denn Johannes und Schnuff hatten sich auf den Bauch gelegt und blickten fragend auf den Mann, der ein wenig unter seinem Auto hervorgekommen war. 1983 fragen sie ihn nun direkt: „Sind sie gerne in die Schule gegangen?“ Seite Antwort lautet: „Sehr gerne!“

Noch bevor Johannes, stellvertretend für die anderen Kinder, Gelegenheit hatte, sich zu informieren, wird ihm die Botschaft unmissverständlich nahegebracht: „Sehr gerne!“

Man kann nur spekulieren: Die deutsche Gesellschaft von 1983 hielt die ironische Distanz im Umgang mit dem zentralen Widerspruch nicht aus, der vielleicht darin besteht, dass jeder Erwachsene zu der Frage, ob er gerne in die Schule gegangen ist, ein zumindest ambivalentes Verhältnis haben dürfte. Von dieser Ambivalenz dürften nun Kinder 1983 in Deutschland nichts erfahren.

Wenn man die dtv Ausgabe von 1983 der des Esslinger Verlages von 1998 vergleicht, dann fällt einerseits auf, dass sich die Ausgabe von 1983 eher an die ältere anlehnt, als die von 1998. Eindeutig ist aber auch, dass in dem dtv Band die Frage, ob sich Johannes auf die Schule freuen soll oder nicht, auf keinen Fall mehr in der Schwebe gehalten wird, sondern eindeutig beantwortet. Das macht der Klappentext deutlich, wo es heisst: „Nun kann sich Johannes auf die Schule freuen“; das macht aber die für Kinder wichtigste Seite, die U3 deutlich, wo der Autofahrer auf die Frage, ob er gerne in die Schule gegangen sei antwortet: „Sehr gerne!“

Die Ausgabe von 1979 gab keine Antwort auf Johannes Frage. Höchstens indirekt, denn die letzten Worte lauten: „Sie heißt Sabine und kann mit den Ohren wackeln“.

Dies kann ein guter Grund sein sich auf die Schule zu freuen, wenn man Sabine als Freundin hat.

Es kann sicher mehrere Gründe geben als Erklärung für den Wandel von der Uneindeutigkeit zur Eindeutigkeit. Möglicherweise gibt es einen grundlegenden Formatwandel zwischen dem großformatigen Buch und dem kleinen dtv-Junior. Das große Buch von 1979 ist ein Bilderbuch; das dtv-Buch ist ein Ratgeber. Vielleicht wurden beide auch von unterschiedlichen Eltern gekauft. Das dtv-Buch war mit 7,80 Dm sicher relativ preisgünstig. Vielleicht spielt der Verlagsort eine Rolle und damit der Unterschied von Österreich und Deutschland. Vielleicht konnte die 1979 Ausgabe in Österreich von der sicheren Grundlage aus geschrieben und gezeichnet werden, dass die kulturelle Übereinstimmung über die Notwendigkeit und den Sinn von Schule so gut verankert war, dass man sich leicht antiautoritäre ironische Erzählweisen leisten konnte. Aus dieser Sicht spricht der erhobene

⁶ Ich verdanke viele der Hinweise zu der Ausgabe 1983 meinem ehemaligen Studenten Werner Schöne

Zeigefinger der Ausgabe von 1983 für eine tiefe Verunsicherung der deutschen Gesellschaft – vielleicht noch als Folge der Studentenbewegung.

Das anarchisch lustvolle der beiden älteren Damen, in den Texten der Autorin Mira Lobe und in den Zeichnungen der Illustratorin Susi Weigel, wird von einer Strenge und Gleichförmigkeit ersetzt, die schwerlich als kindorientiert bezeichnet werden kann.

Die Ausgabe von 2007 im Vergleich zu der Ausgabe von 1989

Das Buch von 2007 ist plakativ, großflächig, aufdringlich. Die ersten zwei Seiten stimmen darauf ein. 1989 waren verstreut über die zwei ersten Seiten Kinderzeichnungen von unterschiedlichen Dingen zu finden: Hefte, Stifte, Strichmännchen, Schulranzen etc. 2007 finden sich dort flächige Schulranzen im gleichen Stil gehalten. Diese finden sich dann auch auf den letzten beiden Seiten wieder. Überhaupt die Schultüte. Auf den nächsten beiden Seiten, die gewissermaßen den Prolog – morgen komme ich in die Schule – enthalten, sowie die Titelangaben, streichelte 1989 Johannes den Hund. Und groß zu sehen war noch die Schultasche. 2007 sind Schulranzen und Schultüte an die Tür gelehnt und Johannes, der sich die Szene ansieht, macht einen eher unglücklichen Eindruck. Beide Bilder haben völlig unterschiedliche Botschaften. 1989 wurde Johannes als selbständiger Junge, frei im Bild auf einer Rasenfläche stehend, vorgestellt – wie ein Entdecker. 2007 haben die Eltern die Insignien des Schulbeginns vor die Tür gestellt. Sie weisen das Kind nun auf einen Weg, von dem es – erkennbar – nicht weiß, was es davon halten soll.

War schon in der Ausgabe von 1989 Opas Vorstellung über die schulische Langeweile derart abgemildert, dass beim Betrachten kein Spaß mehr aufkommen konnte, so wird dies 2007 bis ins Extrem getrieben. Der nun nicht mehr so alte Großvater sitzt auf dem Sofa, die Zeitung in der Hand und schaut Johannes an. Das ist der Teil des Bildes, der sich auf die Erzählsituation bezieht. Und erzählt wird wie Opa in der Ecke steht und ein grüner Frosch zum Erstaunen des Hundes auf dem Rand des Teppichs hüpfte. Der eckenstehende Großvater ist auf dem Bild nun ein Kind. Einzig Johannes sitzt nun eine kleine Maus auf seiner rechten Schulter.

Aus Tante Bettis großer Faschingsfeier 1979 waren ja schon 1989 viele Elemente entfernt worden. 2007 bleiben nur noch Reste der Feier. Es gibt ein Band, an dem einige kleine Figuren schon aufgehängt sind. Sie sehen eher nach Tannenbaumdekoration als nach Fasching aus. Eine fröhliche Tante zeigt ihre gestopfte rote Socke und Johannes wie der Hund scheinen an ihrem Verstand zu zweifeln. Aus dieser Sicht nicht zu unrecht, die Tante hat rote Haare, ein violette Kleid und benimmt sich etwas exaltiert. Andere Menschen, die zusammen feiern, gibt es nicht mehr.

Die Dorfschule des Bäckers Mehlinger ist auch weg. Er steht jetzt hinter seiner Theke, Johannes blickt ihn an und isst einen Kuchen. Im Hintergrund sieht man klein den Bäcker als Kind Skifahren. Von dem Dorf sind noch übrig: eine Ente, ein Huhn, eine Gans und ein Kaninchen. Es gibt keine Kinder, keinen Lehrer, keine Tafel und keinen Spaß.

Die nächste Seite macht auf einen merkwürdigen Zusammenhang aufmerksam. Bei den Bildern bisher wurden die die Bilder betrachtenden Kinder davor geschützt, sich mit ihren Wünschen und Ängsten konfrontiert zu sehen. Die Bilder sind nun glatt, es gibt keine Zweideutigkeiten; es ist alles zivil.

1979 gab es eine interessante Seite, die ein wichtiges Problem von Kindern aufgriff. Es war die Großmutter, die nicht mitspielen durfte. 1979 sitzt sie alleine zwischen zwei großen Gruppen gestikulierender Kinder. Das Bild zeigt, wovor manche Kinder Angst haben mögen. 1989 steht sie auf der einen Seite allein weit weg von dem Schulhaus, in dessen Nähe andere Kinder toben. Auf der zweiten Seite wird der Satz „Aber zum Glück gab es eine Petra ...“ illustriert. Zwei Mädchen klatschen freundschaftlich in die Hände.

2007 nimmt die Oma Johannes in den Arm. Sie selbst wird auch nicht richtig allein gelassen. Es gibt ein paar Mädchen, die auf einer Wiese vor dem Schulgebäude laufen und eines der Mädchen kommt schon mit ausgestrecktem Arm auf die Oma zu Will heißen: „Spiel mit“ Und Johannes wird von einem Jungen mit einem Fußball umarmt und er zeigt mit einem Finger auf diesen Jungen. Aus dem Satz „Hoffentlich gibt es dann einen Peter in meiner Klasse, der mein Freund wird“ wird in dem Bild eine Gewissheit.

Man mag offensichtlich den Kindern nicht mehr zumuten, sich mit Kränkungen und Unangenehmen auseinander zu setzen.

Bei dem Treppenbild, wo Lehrerin und Junge gemeinsam die große Treppe der Schule hinaufgehen, tauchen in der Ausgabe von 2007 die wilden Tiere wieder auf. Sie waren 1989 schon einmal weggelassen worden. Dabei dreht sich das Gespräch zwischen Lehrerin und Johannes genau um sie:

„Das war unser Schulwart“ sagt sie. „Er sorgt für Ordnung. Hunde und Katzen sind in der Schule verboten.“ „Tiger und Löwen auch“, sage ich. „Giraffen und Kängurus auch“, sagt sie. „Elefanten und Krokodile auch“, sage ich. Und dann zählen wir alle Tiere auf, die uns einfallen.

Das waren mal ziemlich viele. Außer den genannten etwa noch: Eichhörnchen, Maus, Fuchs, Zebra Bär, Lama, Schlangen, Kaninchen, Schnecke, Junikäfer, Wolf, Schaf, Auerochse, Schmetterlinge, Vögel usw. Dazu kommen wild aussehende Phantasietiere, die als Zeichnungen im Treppenflur hängen.

Einige von ihnen sehen - 1976 – richtig gefährlich aus. Vor allem der Wolf, der Fuchs.

Andere waren schon damals eher kindlich romantisiert, so etwa der Löwe, der Tiger oder der Elefant. In der Ausgabe von 2007 bleiben nur noch die fünf genannten Tiere übrig. Sie sind flächenmäßig gemalt und in ihrer Figürlichkeit an die Figuren aus Disney angepasst. Sie stehen eher schüchtern fragend in einer Tür und sind alles andere als gefährlich. Sie sind absolut harmlos. Anders 1979: Da versuchten sie mit Kind und Lehrerin die Treppe hinaufzustoßen. Sie kamen durch ein offenes Tor und dies machte den Eindruck, dass diese Tiergruppe erst den Anfang einer großen Zahl von Tieren bilden würde. 2007 sind sie ganz an den Rand der Tür gedrängt, aus der sie hervorluden und etwas beleidigt darüber sind, dass sie nicht mit rein dürfen. Witzig allerdings ist, dass nun, Schnuff, der ja mit in die Klassenräume darf, ihnen seine Hundezunge ausstreckt. Kann man sagen, dass 2007 nur gesittete Haustiere ausnahmsweise in die Schule dürfen? Schnuff sieht auch mittlerweile sehr sauber aus. In der Ausgabe von 1979 er ist überaus zottelig mit langen, abstehenden Haaren; 1989 hatte er noch ein erkennbares Fell mit Haaren; 2007 ist er einfach beige und braun und sehr sauber und ordentlich.

Das Bild in der Turnhalle zeigt, dass nun alles moderner ist. Aus dem rundlichen Pferd, auf dem 1989 Johannes sitzt und Schnuff zu seinen Füßen ist ein eher klobiger Kasten geworden. Allerdings sitzen nun wieder Junge und Hund auf dem Pferd, wobei Schnuff offensichtlich unwohl ist und Johannes Handbewegung wohl sagen soll: ich kann es. Jetzt, 2007, steht die Lehrerin neben dem Pferd und lacht. Hier lohnt ein Blick auf die Kleidung der Lehrerin. 1979 war es der blaue Glockenrock und der rote Pullover. 1989 trägt sich ein längs gestreifte Hose und einen lila farbigen Winterpullover. Von der linken Schulter hängt lässig eine weiße Handtasche. Das Bild zeigt eine moderne, sportliche Frau. 2007 trägt sie einen dunkelroten langen Rock mit kreisförmigen grünen Flecken. Dazu eine kurzärmelige lila Bluse, sowie eine angedeutete Brosche. Statt der Handtasche trägt sie eine offenbar aus grünem mit roten kreisförmigen Flecken versehenen Einkaufsbeutel. Ihre Socken sind nun nicht nur angedeutet wie in der Ausgabe von 1989 (1979 trug sie gar keine Socken, vielleicht Nylonstrümpfe?), sie enthalten deutlich erkennbare Absätze an der Ferse und an den Zehenspitzen. Sie sehen aus wie Strümpfe für den Winter, was aber der kurzärmeligen Bluse widerspricht, sowie dem T-shirt von Johannes. Man könnte auch sagen, dass die Socken gestopft seien. Johannes Socken

sind zwar grün, haben aber die gleichen Absätze an Ferse und Zehen. Insgesamt bekommt unter anderem durch die Socken die Figur der Lehrerin einen ökologischen Anstrich. Ihr Lebensstil ist nicht mehr wie 1989 sportlich, modern. Man könnte sich diese Lehrerin gut in einem Cabrio vorstellen. Der Lebensstil der Lehrer 2007 ist eher ökologisch. Sie fährt Fahrrad.

Auffallend auf dieser Seite ist auch eine graphische Änderung, die nicht konsequent durchgehalten wird, aber häufig anzutreffen ist. Die Texte lassen sich gut in Abschnitte einteilen. Diese Abschnitte beziehen sich immer auf zwei Seiten. Das erlaubt Varianten der Beziehung zwischen den beiden Seiten. Man die Geschichte nacheinander erzählen, hat dann auf jeder Seite ein Bild. Oder es gibt nur ein großes Bild, auf dem der Text angeordnet ist. 1989 war dies für die Turnhallenszene der Fall. Optisch aufgeteilt wurde die Seite dadurch, dass das Pferd mit Johannes und Hund auf der linken Seite steht und die Lehrerin weit draußen auf der rechten Seite. 2007 werden zwei Szenen gemalt. Auf der linken Seite Lehrerin und Johannes bei den Ringen, die Johannes versucht zu erreichen, während die Lehrerin dabei steht. Und auf der rechten Seite eben das Pferd mit allen dreien. Während 1989 die Totale gezeichnet wurde besteht die Doppelseite 2007 aus mehreren Einzelstücken, die Elemente einer Turnhalle versammeln, die Turnhalle selbst aber nicht mehr räumlich darstellen. Das wird u.a. daran deutlich, dass von einer roten Tür nur die ober Hälfte zu sehen ist. Das macht, wenn man die Zeichnung als Darstellung eines Raumes betrachtet, keinen Sinn. Es erlaubt aber durch das Ausschnitthafte viel dichter an die handelnden Personen heranzuzoomen. Dadurch werden die Personen auch enger aneinander gerückt und sie werden auch etwas lebendiger. Von den Kinder wird nun allerdings erwartet, dass sie die Ausschnitte zu einem ganzen zusammen setzen können. Man darf unterstellen, dass diese durch Fernsehen und andere Medien dazu in der Lage sind. Die Beziehung zwischen Kind und Lehrerin wirken weniger steif als 1989; beide sind 2007 eher auf Augenhöhe als 1989. Man kann es auch so sagen: Beide, Kind und Lehrerin sind ziemlich vernünftig.

Reflexion

Der Titel des Buches konstruiert einen Unterschied: Morgen ist Schule und heute ist etwas anderes. Zu den kollektiven Interpretationsmustern gehört sicher noch immer, was Kinder im Vorschulalter sagen, wenn man sie fragt, was der Unterschied zwischen Kindergarten und Schule sei: „Im Kindergarten wird gespielt, in der Schule wird gelernt“. Dies ist eigentlich keine Aussage von Kindern, sondern Reflex auf die Welt der Erwachsenen und es ist keine Aussage über Inhalte, also darüber, was Spielen oder Lernen meinen kann; bzw. darüber was man nun im Kindergarten oder in der Schule tut. Es ist die Begründung für die Konstruktion einer Unterscheidung, die es deshalb gibt, weil man sie prozessual mit einem Ritual, eben dem Schulanfang, markiert. Diese Markierung bedeutet, dass es ein vorher gibt und ein nachher – und zwar unabhängig von deren jeweiligen Inhalten.

Wenn man unterstellen kann, dass sich in den letzten Jahren die Diskussion über den Kindergarten und zum großen Teil wohl auch dessen Praxis verschoben hat zugunsten einer Betonung der sogenannten Bildungsfunktion des Kindergartens so bedeutet die Markierung des Schulanfangs als Unterscheidung von vorher und nachher, dass es nach wie vor notwendig ist, einen Unterschied zwischen Kindergarten und Schule her zu stellen. Der Diskurs über diese Unterscheidung unterliegt nun gleichzeitig dem Zwang, eine Verbindung zwischen Kindergarten und Schule herzustellen. Und zwar wesentlich deshalb, weil der Ausdehnung des Bildungsbegriffs auf den Kindergarten das Konstrukt eines lebenslangen Bildungsverlaufes entspricht. Dieses Konstrukt verträgt logisch keine Brüche, wie dies dann gegeben wäre, wenn dem Kindergarten allein die Erziehung und der Schule allein die Bildung zugesprochen würde. Um Kontinuität zu sichern, muss nun auch im Kindergarten gelernt

werden und in der Schule auch gespielt. Aber jeweils anders: Das Lernen im Kindergarten soll sich von dem in der Schule unterscheiden und das Spielen der Schule vom Spiel im Kindergarten, denn sonst wird die Logik des Diskurses verletzt.

Für Johannes hat sich in dieser Hinsicht zwischen 1979 und 2007 noch nicht grundsätzlich etwas geändert. Anders als Kinder im Jahre 2011 kann er auf keine Erfahrungen zurückgreifen, mit denen sich die zukünftige Frage nach der Bedeutung der Schule beantworten lässt. Insofern tradiert selbst die jüngste Ausgabe, indem sie sich an den alten Text bindet, den Bruch zwischen Schule – und in diesem Fall – Familie.

Die vorgenommenen Veränderungen zwischen 1979 und 2007 lassen sich vielleicht als Vorläufer des Bruchs lesen. Es handelt sich aus dieser Sicht um kleine Veränderungen, die sich dann – etwa im Zuge der Debatte um international vergleichende Studien – zu einer großen Veränderung ausgewachsen haben.

Um diese Veränderung ordnen zu können, lassen sich unterschiedliche Fragen stellen. Wenn man Johannes als den Held der Geschichte betrachtet, mit dem sich der kindliche Leser oder Zuhörer identifizieren soll, so kann man fragen, was Johannes über seine Vergangenheit erzählt wird, was über die Gegenwart und was über die Zukunft. Die Erzählung selbst hat einen Markierungstag. Das ist der Tag vor dem Schulbeginn, an dem sich Johannes fragt, wie alles werden wird. Dies ist seine Gegenwart.

Die Frage nach der Vergangenheit lässt sich konkretisieren in dem Sinne, dass analysiert wird, was Johannes bereits kann. Und die Zukunft lässt sich an den Bildern über die Schule ablesen.

Dies sind gewissermaßen statische Fragen. Aber eigentlich liegt ihr Kern in ihrer Dynamik. Die Frage ist nämlich nicht, wie die Schule aussieht, sondern: ob Johannes darin erfolgreich sein wird. Dies zunächst runtergebrochen auf die Frage, ob er sich dort wohlfühlen wird. Zusammengefasst lässt sich nun fragen, was die Bücher jeweils Johannes zutrauen und was nicht.

In allen Ausgaben hat die Geschichte ein „happy end“. Es heißt Sabine und kann mit den Ohren wackeln. Es ist nicht so sehr ein „happy end“ für Johannes, sondern für Sabine. Sie hat zunächst geweint, nun aber mit Johannes einen Gefährten, der die Schule und die Lehrerin schon kennt und der sagt, dass es ihr gefallen wird. Der Trick des Buches besteht also darin, die Ungewissheit über die schulische Zukunft auf die Weise zu bearbeiten, dass Johannes Schule gewissermaßen probeweise im „als-ob“ erleben durfte und nun von einer Erfahrung aus und nicht von einer bloßen Spekulation selbst optimistisch sein kann und dies auf andere Kinder übertragen.

Zum guten Ausgang tragen zwei Szenen der letzten Textseite bei. Zum einen haben nun beide Kinder, Johannes wie Sabine, in der Schule jemanden, den sie von außerhalb der Schule mitbringen. Sie werden nebeneinander sitzen. Ebenfalls von außerhalb der Schule mitgebracht wird das Pferd. Johannes sagt zu Sabine. *„Es wird dir gefallen. Im Turnsaal ist ein Pferd.“* *„Ein Pferd?“ fragt das Mädchen.*

Der erwachsene Leser weiß, das Mädchen Pferde mögen und er weiß auch, dass das gleiche Wort unterschiedliche Dinge meinen kann. Johannes klärt Sabines offensichtlichen Irrtum, sich ein reales Pferd, statt Turnpferd, vorzustellen, nicht auf. Aber Johannes kennt den Unterschied und mit ihm nun der kindliche Leser. Johannes ist nicht nur Gefährte, sondern auch Führer. Das Sabine mit der Frage „Ein Pferd“ ein reales Pferd gemeint haben muss, kann nur ein erwachsener Leser erkennen. Für den kindlichen Leser meint die Szene, dass es in der Schule etwas gibt, was toll ist. Wie toll nun, lässt sich fragen, wird ihm das schulische Pferd dargeboten.

Aber warum braucht die Schule ein Pferd und das Kinderbuch ein „happy end“? Anders formuliert, warum wird der Schulanfang von den Erwachsenen zum Problem gemacht. Es ist sicher so, dass es am ersten Schultag manche Kinder gibt, die sich nur schwer von ihrer Mutter trennen. Viele Kinder, so lässt sich aber auch beobachten, gehen freudig erregt mit ihrer neuen Lehrerin in die Klasse. Und es ist nicht sicher, ob die weinenden Kinder deshalb weinen, weil sie das Neue fürchten oder deshalb, weil ihre Eltern dies erwarten. Die Beobachtung von Kindern spricht eher gegen den Schulanfang als problematische Phase für die Kinder. Denn in ihrem Konzept des eigenen Lebenslaufes ist der Schulbeginn vergleichbar mit dem Erklimmen eines Absatzes, der einen zur mehr Selbständigkeit und damit zu den Rechten eines Erwachsenen führt. Es mag sein, dass aus der Perspektive von Kindern für den Schulbeginn das gilt, was auch bei anderen grundsätzlich Neuem der Fall ist: Eine ambivalente Mischung aus Lust am abenteuerlichen Neuen und der Sorge um dem Verlust der Gewissheit des Bekannten. Nun wäre die Entwicklung von Kindern überhaupt nicht beschreibbar, würde man nicht unterstellen, dass ihrer Drang zur Exploration weitaus größer ist als ihr Hang zur vorhandenen Stabilität. Wenn man unterstellt, dass man sich nicht sicher sein kann, wie Kinder hier fühlen und denken, so kann man doch gut analysieren, was Erwachsene ihnen andichten.

Zweites Beispiel

Sapper

Zwei gute Kinder werden zwei gute Schülerinnen

In diesem Kapitel möchten wir Ihnen die Vergangenheit vorstellen. Dies als Kontrast zu unserer Gegenwart. Es handelt von zwei Mädchen, von Gretchen und von Nesthäkchen. Gretchen ist 1894 geboren. Genauer gesagt, ist das Buch „Das erste Schuljahr“ von Agnes Sapper im Jahre 1894 erstmals erschienen. Gretchen wird im Jahre 2006 wieder geboren werden, aber dazu später. „Nesthäkchens erstes Schuljahr“ von Else Ury ist während des 1. Weltkrieges erschienen, zwischen 1915 und 1918. Das uns vorliegende Buch wurde zwischen 1951 und 1956 wieder aufgelegt. Weitere Auflagen gab es u.a. als Buchgemeinschaftsbuch um 1975 und im Hoch Verlag Stuttgart in den 80iger Jahren des vorigen Jahrhunderts. (<http://www.detlef-heinsohn.de/buecher-ury.htm>). Anders als das Buch von Agnes Sapper gibt es keine Auflage aus der neueren Zeit. Nesthäkchen heißt tatsächlich Anneliese. Eine gute und ausführliche Darstellung des Lebens von Else Ury, ihrem Werk und ihrer Ermordung in Auschwitz findet sich bei wikipedia (http://de.wikipedia.org/wiki/Else_Ury). Auch über Agnes Sapper findet sich ein Beitrag bei wikipedia. Beide Autorinnen und beide Bücher haben sich in großen Auflagen verkauft. Die Nesthäkchen Bücher sind wohl fast allen Kindern und Jugendlichen der entsprechenden Zeit bekannt gewesen. Wir stellen hier beide Bücher vor, um den Unterschied zur Gegenwart deutlich zu machen und damit ein Stück Geschichte. Ergänzt werden sollen die beiden Mädchen durch Franz.

Else Ury schreibt im Untertitel: „Eine Geschichte für kleine Mädchen“. So lesen wir sie auch – und zwar alle Kinderbücher, über die wir im Folgenden schreiben. Alle folgenden Bücher sind Bücher zum Schulanfang. Sie sind geschrieben für Kinder, die noch nicht, aber bald zur Schule gehen. Es sind Bücher für Kinder, die von den Erwachsenen als geeignete Kinderlektüre angesehen werden und eigens für Kinder verfasst, ausgewählt oder bearbeitet wurden. (vgl. Ewers 2001, S. 47). Die Bücher richten sich also an Kinder. Es gibt auch Bücher, die von Kindern gelesen werden, aber eigentlich nicht für sie geschrieben wurden. Die Bücher zum Schulanfang dürften zumeist von einem Erwachsenen vorgelesen werden, während sich die Kinder die dazu gehörigen Bilder betrachten. Wer

Kindern im Vorschulalter Bücher vorgelesen hat, weiß, dass die Kinder nach kurzer Zeit die Texte auswendig können. Die Bücher erklären den Kindern, wie die Welt aussieht und was man darin tun darf und nicht tun darf, was man erwarte und was nicht. Über Gefühle, durch Identifikation und Moral durch die Beschreibung der Folgen von Handlungen vermitteln die Bücher normative und moralische Bestimmungen über die Schule und über das richtige Verhalten eines Kindes, das in die Schule kommt.

Insofern sind alle Kinderbücher über den Schulanfang moderne Texte, denn sie befassen sich mit Kindern und deren Problemen in der Welt der Erwachsenen. Denn die Welt der Erwachsenen wird nicht einfach dargestellt, vielmehr werden die Mühen gezeigt, die mit dem älter und erwachsen werden verbunden sind. „Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts befaßte sich die Kinderliteratur so gut wie gar nicht mit Kindern und deren Problemen. Ihre Intention lautete im Gegenteil, den Kindern zu vermitteln, wie die *große* Welt, d.h. die *Welt der Großen* beschaffen ist, über welches Wissen man verfügen muss, um in dieser zu bestehen, welche moralischen Normen dort gelten und welche Verhaltensregeln in dieser zu beachten sind.“ (Ewers 2001, S. 49).

Folgt man Ewers, so hat sich erst im Laufe des 18. Jahrhunderts die Auffassung durchgesetzt, dass diese Absicht am besten dann verwirklicht werden kann, wenn die Geschichten im Erlebnishorizont der Kinder angesiedelt sind. Erst im späten 18. Jahrhundert beginnt eine Erziehungsliteratur. In ihr wird Kindheit im Prozess der Erziehung dargestellt. Die handelnden Kinder sind unvollkommene Wesen, die dabei seien sich zu vervollkommen, „wobei auch solche Figuren angeboten werden, denen Letzteres nicht gelingt“ (Ewers 2001, S. 51)

Ein Ergebnis der Analyse vorwegnehmend, kann man sagen, dass in den Büchern zum Schulanfang sich keines findet, in denen der Anfang scheitert. Jedes Kind schafft es.

Kinderbücher zum Schulanfang werden von Erwachsenen geschrieben. Auch wenn diese sich bemühen, aus der Perspektive von Kindern zu schreiben, Kinder also zu den handelnden Personen machen, so beschreiben sie doch den Schulanfang aus der Sicht von Erwachsenen. Die Bücher markieren einen Unterschied zwischen Schule und der Zeit vor der Schule, sei dies Kindergarten oder Familie. Sie unterscheiden auch zwischen den jeweils mit den unterschiedlichen Situationen verbundenen Anforderungen: Die Schule verlangt von den Kindern etwas anderes, als die Situation vor der Schule. Abgekürzt formuliert kann man sagen: die Bücher beschreiben den Prozess vom „Kind“ zum „Schüler“. Es gibt also zwei Welten, die Welt der Schule und die vor der Schule. Beide können jeweils als eher positiv bzw. eher negativ dargestellt werden. Theoretisch wäre es denkbar, die Schulwelt als so negativ dar zu stellen, dass ein Kind berechtigt daraus den Schluss ziehen könnte, besser in der Kinderwelt zu bleiben. Dies ist in den Büchern zum Schulanfang so wenig der Fall, wie die Darstellung böser Kinder. Man könnte dies mit der Tatsache der Schulpflicht begründen: die Schule nicht zu besuchen, ist rechtlich in Deutschland zumindest nicht vorgesehen. Man könnte auch sagen, dies erscheint den Erwachsenen als undenkbar, bzw. sie haben nicht daran denken können. Man könnte auch sagen, dass sich ein solches Buch nicht verkaufen ließe, weil zwar die Zuhörer Kinder sind, die Käufer allerdings Erwachsene. Das Buch kostet Geld bzw. irgendeinen Aufwand, es zu beschaffen und es dient aus dieser Perspektive zur Lösung eines Problems – und zwar der eines Erwachsenen, wahrscheinlich einer Erziehungsperson.

Im allgemeinen werden Kinderbücher vorgelesen, weil dies den Kindern Freude macht und die Bücher für Kinder spannend sind. Und dennoch sind es gleichzeitig Bücher für Erwachsene. Auch sie werden zu bestimmten Weltanschauungen gedrängt. Und wenn man sagen kann, dass die Kinder erfahren, was man tun darf und was nicht, so erfahren die Erwachsenen, wie man sie dazu bringen kann, das zu tun, was sie tun sollen.

Gretchen

Gretchen, genau Margarete, ist die Tochter von Herrn Reinwald, einem hohem Beamten in einem kleinen Ort in Bayern und seiner Frau. Weiterhin erzogen wird Grete von dem Haus- und Kindermädchen Lene. „Das erste Schuljahr“ schildert zwei Orte, nämlich die Familie und die Schule. Es beginnt kurz vor Schulbeginn und endet mit Beginn des zweiten Schuljahres, nun in der Großstadt München, wohin der Vater versetzt wurde. Da gleichzeitig beide Orte beschrieben werden, so lassen sich gut zwei Fragen stellen: Was ist für die damalige Zeit eine gute Schülerin und was ist ein gutes Kind. Die Antworten für beide Fragen richten sich an die Kinder, denen das Buch vorgelesen wird. Das Buch richtet sich aber auch an Erwachsene. Folglich lässt sich fragen, wie man durch Erziehung aus einem Kind ein gutes Kind macht und eine gute Schülerin. Als Leser muss man im Kopf behalten, dass man immer mehr weiß als das Gretchen. Wenn das Kind zu Wort kommt, bringt der Text den erwachsenen Leser zu zwei gleichzeitigen aber sehr unterschiedlichen Leseweisen des Textes. Man erfährt etwas von dem Kind und das, was man erfährt, kann man aus Erwachsenenperspektive einschätzen. Man kann es belächeln, naiv und romantisch finden oder auch als eine Trotzreaktion, die durch Erziehung überwunden werden muss. Das alles würde nicht funktionieren, wenn Gretchen wirklich von Beginn an ein gutes Kind und eine gute Schülerin wäre. Zwischen beiden Leseweisen gibt es eine Beziehung. Und sie gibt Auskunft über das Bild, dass sich Erwachsene von guten Schülerinnen und guten Kindern machen. Denn es ist ja nicht so, dass Gretchen von Kindern erfunden wurde und es ist auch nicht so, dass sie tatsächlich gelebt hat. Sie ist von einer erwachsenen Frau erfunden worden um Kinder und Erwachsene zu unterhalten und zu erziehen.

Das Buch beginnt mit dem Kapitel „Was im Wochenblatt steht“:

„Ei der Tausend, da steht etwas im Wochenblatt, was mein Gretchen angeht! Sagte Herr Reinwald zu seiner kleinen Tochter, die neben ihm am Tisch saß und mit farbigen Würfeln spielte, während der Vater die Zeitung las. „O Vater, du machst nur Spaß“, antwortete Gretchen und sah ungläubig, aber doch neugierig zum Vater auf. „Nun hör einmal selbst, wenn du's nicht glaubst“, erwiderte der Vater, und langsam und deutlich las er vor: „Am 1. März vormittags sind diejenigen Kinder, die bis dahin das sechste Lebensjahr zurückgelegt haben, zur Schule anzumelden. Dies wird allen Eltern und Vormündern, insbesondere auch den Eltern von Gretchen Reinwald zur Kenntnis gebracht.“ Mit größter Aufmerksamkeit hatte Gretchen zugehört, und als ihr eigener Name kam, war sie dunkelrot geworden.“

Gretchen wird rot, weil sie zumindest für einen Moment glaubt, dass ihr Name in der Zeitung steht. Man drängt sich nicht vor, man drängt sich nicht auf, man ist bescheiden. Wenn man so herausgehoben wird, wie es hier den Anschein hat, dann wird man rot vor Scham. Dies gehört für die Autorin Sapper und man kann wohl sagen für die damalige Zeit zur „Natur des Kindes“. Als Leser weiß man natürlich sofort, dass der Vater ein wenig geflunkert hat. Gretchen ist sich zumindest nicht sicher und auch gleichzeitig davon fasziniert, in der Zeitung zu stehen. Sie läuft zu ihrer Mutter.

*“Mutter komm doch herein, aber schnell, bitte, es steht ja etwas im Wochenblatt von mir!“
„Von dir?“ riefen die Mutter und Lene gleich sehr erstaunt. „Ja, der Vater sagt's, so sieh doch auch in die Zeitung.“*

Nun wird Gretchen nicht nur rot, sie ist auch stolz und aufgeregt; oder anders gesagt, sie ist widersprüchlich. Dies weist die Richtung, die die Erziehung nehmen soll: Bei einem natürlichen Selbstbewusstsein braucht man weder im Mittelpunkt des Interesses zu stehen noch wird man rot. Das ist das eine Thema. Und das zweite ist die Autorität des Vaters. Wenn der Vater es sagt, so muss es stimmen. Es ist interessant, wie Sapper nun die Mutter sich aus dem Konflikt ziehen lässt, der darin besteht einerseits sagen zu müssen, dass es nicht stimmt, was der Vater gesagt hat, andererseits nicht seine Autorität in Frage zu stellen. Sapper löst dies so:

„Ja, ja, das geht freilich dich an“, sagte die Mutter, nachdem sie gelesen hatte, „am 1. März müssen wir dich zur Schule anmelden!“ „Nun, glaubst du’s jetzt?“, fragte der Vater. „Nicht wahr, da steht’s deutlich, insbesondere auch den Eltern von Gretchen Reinwald“ Die Mutter lachte. „Unsern Namen kann ich gerade nicht sehen, aber jedenfalls gehört Gretchen Reinwald zu den Kindern, die da gemeint sind.“

Die Mutter lacht und relativiert die Aussage des Vaters. Wenn sie sagt „unsern Namen kann ich gerade nicht sehen“, dann kann das auch heißen, ein andermal schon, oder wenn ich mehr Zeit hätte. Dies gibt dem Kind die Möglichkeit, eine eigene Position zu finden: „Gelt, Vater ganz wahr ist’s doch nicht gewesen, das hab’ ich dir gleich angesehen!“ Auf diese Weise kann Gretchen auch ihre eigene Widersprüchlichkeit erklären. Dann wird deutlich, dass die gesamte Diskussion ein anderes Ziel hatte. Der Vater sagt nun: „Sieh, darum ist’s gut, wenn du bald selbst lesen lernst, dann kann man dich gar nimmer anführen.“ Es geht also um das Lesen lernen und Gretchen wird mehr Autonomie versprochen, wenn sie selbst lesen kann.

Wir haben diesen ersten Abschnitt des ersten Kapitels ausführlich dargestellt, um das Ineinander der Perspektiven deutlich zu machen. Dem Kind, dem das Buch vorgelesen wird, wird vermittelt, dass es gut ist, lesen lernen zu wollen. Und dem Elternteil, das vorliest, wird gezeigt, wie man ein Kind „klug fördert“ – so Bettinna Hurrelmann. Das Buch ist Fiktion und will Einfluss auf die Realität nehmen. Die Ausgestaltung der Fiktion ist allerdings von der Realität abhängig. Es gibt zeitlose Probleme, wie die des Verhältnisses zwischen Vater und Mutter und es gibt zeitgebundene Vorstellungen, wie die des Kindes, das rot werden soll, wenn sein Name genannt wird. Und es gibt schließlich, so bräuchte man dieses Buch nicht, einen Prozess der Modernisierung. „Das erste Schuljahr“ von Agnes Sapper drängt Eltern zu einer für die damalige Zeit sicher fortschrittlichen Sicht von Erziehung und Unterricht. Das, wenn auch leise Infragestellen von Autorität, wie es bereits unmittelbar am Beginn des Buches geschieht, ist sicher dafür ein Beispiel. Es bleibt die Widersprüchlichkeit und von daher die spannende Frage, in welche Richtung sie jeweils aufgelöst wird. So hält es Agnes Sapper für wichtig darauf hinzuweisen, dass in der Schule, die Gretchen besucht, „Jungen und Mädchen beisammen“ waren. Ihre Begründung nimmt dann allerdings wieder einen Teil der Fortschrittlichkeit zurück: Jungen und Mädchen wurden zusammen unterrichtet, weil es in dem kleinen Ort die einzige Schule war. Später, in der großen Stadt, wird Gretel eine Mädchenschule besuchen.

Wir schauen nun auf Gretchen als Schülerin.

Im Unterschied zu heute, sind Schule und Elternhaus getrennt gedacht. Der Gang zur Schule, so die Mutter, „ist ein wichtiger Gang, zu dem muss man sich auch ordentlich herrichten“. (9) Gretchens Mantel wird noch einmal gebürstet und sie blieb „ganz sittsam an der Hand“. Nun ist Gretchen ein lebhaftes Kind und eines, wie wir schon wissen, mit einer eigenen Meinung. Mit ihr, so die nächste Szene, kommen die Kinder der Wäscherin der Familie und des Holzhackers auch zur Schule. Sapper lässt Gretchen sagen: „Das ist fein, dass ich so viele gute Bekannte treffe“ und weiter lässt Sapper Gretchen finden, dass es ganz natürlich, wenn

Franz, der Sohn des Holzhackers auf sie herabblickt, weil er schon angemeldet ist, sie aber nicht.

Hier schlägt Sapper einen Grundton an, der das ganze Buch durchzieht und außerordentlich spannend ist. Es geht um das Verhältnis zwischen den sozialen Schichten. Die Eltern und Gretchen sind ausgesprochen sozial; sie helfen ärmeren Menschen und was wichtiger ist, halten sie für fähig und für sozial integrierbar, wenn sie sich denn anstrengen. Eine wichtige Person, an der diese Vorstellung dargestellt wird, ist Hans, der Sohn des Schäfers. Wir werden darauf zurückkommen.

Die Schule stellt sich als Institution dar. Es gibt ein großes Schulzimmer, einen älteren Mann am Katheder. Gretchen wusste es schon, das war Herr Baumann, der Schullehrer. Neben ihm ein junger Mann, der schreibt. Herr Baumann ist freundlich, scheint die Mutter zu kennen und fragt Grete nach ihrem Namen:

„Gretchen“ antwortete sie. Herr Baumann wendet sich an den jungen Mann und sagt „Schreiben Sie Margarete Reinwald.“ Dann fragt er, wann Gretchen geboren ist. Sie antwortet: „An meinem Geburtstag“.

1894 wurde von einem Kind nicht erwartet, dass es das Datum seiner Geburt kennt und auch nicht seinen amtlichen Geburtsnamen. Nun kann man sicher unterstellen, dass Gretchen schon Geburtstage gefeiert hat. Hätte ein anderes Kind sie gefragt, wann sie denn Geburtstag habe, hätte sie es wahrscheinlich gewusst oder die daneben stehende Mutter gefragt. Von daher liest sich die Szene noch anders. 1894 hat man nicht von Kindern erwartet, dass sie eindeutig unterscheiden können zwischen privater und amtlicher und damit öffentlicher Sprache. 20 Jahre später wiederholt Ury die Szene in dem Buch „Nesthäkchen“. Die Lehrerin fragt das Kind nach dem Namen des Vaters. „Der heißt Vater“. Die Kleine sah das Fräulein treuherzig an. „Ja, aber er muß doch noch einen anderen Namen haben?“ Nesthäkchen dachte nach. „Freilich, Mutti nennt ihn Edchen, und manchmal auch mein Bester, aber Hanne und Frieda sagen Herr Doktor“, rief sie voll Stolz. Da lachte das Fräulein, und alle Kinder lachten mit, ohne eigentlich zu wissen, warum.“ (U 9)

Es gibt allerdings eine Entwicklung in den zwanzig Jahren. Bei Gretchen gibt die Mutter schnell und stillschweigend die richtigen Informationen, weil es schnell gehen sollte. Mehr wird von diesem Vorfall nicht berichtet. Bei Annemarie ist dies anders. Mit der gleichen Naivität, wie sie die Frage in der Schule beantwortet hat, erzählt sie die Szene auch zu Hause. Das veranlasst die Mutter zu der Lehre: „Wenn du wieder einmal danach gefragt wirst, Lotte, dann sagst du, dein Vater heißt Doktor Braun“. (U 15).

Die Formulierung der Mutter zielt auf die amtliche Sprache.

Wir wissen nicht, ob die Kinder der oberen Mittelschicht damals ihren Geburtstag kannten und den amtlichen Namen des Vaters oder nicht. Wir schreiben nicht über die damalige Realität und das können wir auch nicht. Was wir aber sagen können ist, dass in einem einschlägigen Buch Kindern wie Erwachsenen mitgeteilt wird, dass man es nicht zu wissen braucht, wenn man noch kein Schulkind ist.

Der junge Lehrer für die „Kleinen“, Herr Stein, vertritt auch sprachlich die Institution. Er sagt zu Gretchen: „Am 10. April morgens um neun Uhr hast du zum ersten Mal zu mir zu kommen.“

Die Bedeutung der Herrschaftssprache ist bei Gretchen aber nicht angekommen. Kurz vor dem ersten Schultag denkt sie sich aus wo und neben wem sie in der Klasse sitzen möchte. Der Vater reagiert: „so wird’s; sowie du in die Schule kommst, sagt der Lehrer: „Bitte Fräulein Gretchen, suchen Sie sich den besten Platz aus, und befehlen Sie, wer neben ihnen sitzen soll.“ Gretchen verstand gleich, was der Vater meinte. Und der fährt fort: „Nein, mein Kind“, sagte der Vater, und er sah nun ganz ernst aus, „in der Schule darf man weder sitzen noch stehen, weder kommen noch gehen, wie man will, sondern man muss sich

immerfort und in allem nach dem Lehrer richten. Merke du dir das recht, dann wirst du eine glückliche Schulzeit haben;“ (S 18).

Tatsächlich fragt der junge Lehrer Stein nicht im geringsten danach, wo die Kinder sitzen wollen. Er fragt nach ihrem Namen und setzt sie dem Alphabet entsprechend auf die Bänke: Franz Abenheim ganz vorn und Johannes Zaiserling, der Sohn des Schäfers ganz hinten. Und nach Geschlechtern getrennt. Auch Gretchen muss ziemlich weit hinten Platz nehmen. Aber: „Der Lehrer führte sie selbst an ihren Platz und sagte freundlich zu ihr: „Nur munter, du wirst bald weiter hinaufkommen.“ Man kann fragen, woher der Lehrer dies wusste. Dem Leser war es schon vorher nahe gebracht worden. Lene, die Haushälterin der Reinwalds sagte vor sich hin als sie aus dem Fenster blickend das Kind auf dem Weg erst in die Kirche, dann in die Schule sah: „Es ist ein großes Kind, unser Gretchen, und ein schönes Kind und ein gescheites Kind, es werden nicht viele solcher in die Schule kommen. Gewiss wird sie die Erste.“ (S 18).

Das wird auch so kommen, aber nicht deshalb, wie Bettina Hurrelmann schreibt, weil sie nach ihrer Leistung und in sozialer Hinsicht zu den Besten gehört. Nein, schon am Tag der Einschulung verspricht ihr der junge Lehrer, dass sie bald zu den guten Schülerinnen gehören wird. Von ihrer Leistung weiß er nur, dass sie ihr Geburtsdatum nicht kannte. Es dauerte ungefähr 14 Schultage, dann saß Gretchen auf dem Platz, der ihr zustand, neben der Tochter des Apothekers. Dafür musste ein Mädchen, dessen Namen man nicht erfährt, die ihre Buchstaben aber so liederlich geschrieben hat, dass sie es nicht verdient hat, so weit vorne zu sitzen sich auf Gretchens Platz setzen.

Nach damaligem Verständnis ist der Zusammenhang von sozialem Status und Leistung einfach selbstverständlich. Und es gehört zu dem Gesellschaftsbild der Zeit, dass es die Haushälterin ist, die Gretchen auf der Siegetreppe sieht. Denn so schreibt Sapper über Lenes Gedanken: „Mit diesem stolzen Gefühl verließ Lene das Fenster.“ Nicht alle dieses Buch vorlesenden Eltern werden gehobene Beamte gewesen sein. Sie können aus dem Text lernen, dass die Untergebenen stolz auf ihre Herrschaft sein können, dass die so gut sind, wie sie selbst nie werden können. Kurz: Das Buch zementiert die damals herrschende Klassengesellschaft. Dies wird mehr als deutlich. Sapper nutzt die Sitzordnung der Schulanfänger um die Differenz zwischen den Klassen zu veranschaulichen. Die Tatsache, dass Gretchen nun hinten sitzt und nicht als Beste vorne, regte Lene auf: „... das muss ein ganz verkehrter Lehrer sein, der so etwas tun kann, wenn der was Rechtes wäre, so hätte er auf den ersten Blick gesehen, dass unser Gretchen vorn hingehört.“ (S 25). Die systematische Erklärung von Frau Reinwald, dass es nun mal nach dem Alphabet gegangen sei und nicht nach der Leistung, wird von Lene nicht verstanden. Sie verwechselt den Einzelfall, also ihre eigenen Erfahrungen, mit der allgemeinen Regel. Der Bürstenmacher Zahn habe doch acht Kinder und der Kaufmann Ulrich ein ganzes Rudel Mädchen ist ihr Argument dafür, dass es nicht mit rechten Dingen zugehen könne, wenn nach dem Buchstaben „R“ noch 8 Buchstaben kämen, aber nur 4 Kinder hinter Gretchen sitzen würden. Sapper macht deutlich, dass Lene zwar weiß, dass keines der Kinder von Ulrich oder Zahn gerade eingeschult wurde, dass aber dieses Wissen nichts an dem Zorn Lenes ändert. Mit anderen Worten: Es ist ein Merkmal der unteren Schicht, nicht nach dem Verstand, sondern nach dem Gefühl zu urteilen. Im Kontrast dazu wird Gretchen erzogen. Es gibt dafür eine sich über mehrere Seiten erstreckende Erzählung, deren Voraussetzung in dem besteht, was Bettina Hurrelmann „heterogene Klasse“ nennt. Es gibt arme und reiche Kinder. Hans, der Sohn des Schäfers ist ein armes Kind und Luise auch.

Nach acht Schultagen ist Luisens Tafel zersprungen und der Lehrer schimpft. Die Eltern Luisens haben kein Geld ihr eine neue Tafel zu kaufen. Und dies verleitet Gretchen dazu, Luise ihre eigene Tafel zu schenken, mit der Bemerkung „... wir haben Geld, wir können eine neue kaufen.“ Luise ist glücklich, aber dann fällt Gretchen ein, dass sie ein wichtiges Versprechen

gebrochen hat, dass sie ihrer Mutter gab. Bevor sie etwas verschenken würde, so hatte sie versprochen, würde sie ihre Mutter fragen. Im Konflikt lässt sie sich die Tafel noch einmal zurückgeben und verspricht, sie Luise wieder zu bringen. Nun geht das Gespräch zu Hause schief. Gretchen kommt zu spät und reagiert ungehalten auf die erste, noch relative vorsichtige Ablehnung des Verschenkens durch die Mutter:

„O Mutter, lass mich's doch“, sagte Gretchen gleich so stürmisch und dringend, dass der Vater ärgerlich rief: „Was soll denn das wieder für eine Torheit sein! Seine Schultafel, die man selbst braucht, verschenkt man nicht, davon kann keine Rede sein.“ Gretchen war so bestürzt, dass sie in Tränen ausbrach, was bei ihr nur selten vorkam, denn schon als ganz kleines Mädchen war sie immer hinausgeschickt worden, wenn sie weinte, und so sagte der Vater auch jetzt: „Geweint wird draußen, das weißt du. Willst du im Zimmer bleiben, so sei still.“

Deutlicher kann man die Orientierung am Verstand statt am Gefühl kaum formulieren. Im weiteren beschreibt die Autorin dann auch wie Mutter und Vater das Kind in diese Richtung erziehen. Der Konflikt scheint unaufhebbar. In ihrer Not beichtet Gretchen der Mutter, dass sie die Tafel bereits verschenkt habe. Nun geht es darum, eine Lösung für das Problem zu finden, dass Luise geholfen werden muss, was die Mutter findet und der Vater umgestimmt ohne dass seine Autorität in Frage gestellt wird. Die Lösung ist erstens Übernahme von Verantwortung. Gretchen möchte, dass die Mutter mit dem Vater redet. Die antwortet: „Nein, Kind, das ist nicht meine Sache, das musst du tun, denn du hast die Sache ungeschickt gemacht und musst sie wieder zurechtbringen.“ (S. 37) Und zweitens besteht die Lösung in Kommunikation; genauer gesagt, in der Fähigkeit, das eigene Anliegen so vorzubringen, dass die Autoritätsperson dadurch nicht in Frage gestellt, sondern in ihrer Autorität gestärkt wird. Eine der wesentlichen Merkmale dieses Gespräches gibt die Mutter dem Kind vor: „Wenn du recht bescheiden zu ihm gehst und fragst, ob du ihm etwas erzählen dürftest, so wird er dich schon anhören.“ (S. 37) Am Ende lässt sich der Vater von der „rührend“ erzählten Geschichte erweichen und Luise bekommt neben einer neuen Tafel auch noch eine Schürze und einen Apfel. Wir werden darauf zurückkommen, denn eine „rührend“ erzählte Geschichte ist eine emotionale Geschichte und es stellt sich die Frage, wann Gefühle erlaubt sind und wann nicht.

Die Schule ist nach heutigem Verständnis autoritär. Man darf nur sprechen, wenn man gefragt wird; es wird kommandiert; es wird auf die Sprache geachtet: „In der Schule sagt man nicht Jo, das sagt man Ja.“ (S. 20) Dafür lassen sich viele Beispiele finden. Eines, dass heute bei der Diskussion um Lesen- und Schreibenlernen und um Rechtschreibung leicht unterschlagen wird. Eine der wenigen Hinweise auf Unterrichtsinhalte beziehen sich auf das Schreiben lernen: „Die Kinder mussten nun ihre Tafeln nehmen und gerade Striche machen lernen; dies war schon eine ernste Arbeit...“ (S. 22)

Kein moderner Schulanfänger wird wie seine Ururgroßeltern wochenlang damit getriezt gerade Striche zu schreiben. Die Begründung dafür, warum dies heute keinem Lehrer mehr einfallen würde, hat vermutlich gar nichts mit pädagogischen Theorien über Schreibenlernen zu tun. Damals nicht und heute auch nicht. Die Aufgabe, gerade Striche zu schreiben, sollte einfach disziplinieren. Die Disziplinierung, die die Schule vornimmt, geschieht nicht in erster Linie durch Anweisungen, sondern durch Aufgaben. Der ehemalige Arbeitsminister Norbert Blühm hat dies einmal in die Formel gebracht „Feilen erzieht“. Gemeint waren die Lehrlinge im Metallhandwerk, die tagelang und wochenlang damit beschäftigt wurden aus einem Stück Metall einen Würfeln mit gleichen und geraden Seiten zu feilen. Richtig hätte es allerdings heißen müssen: „Feilen diszipliniert“. Die Ursache für die beschreibbare grundlegende Veränderung der Rechtschreibmethode begründet sich, wie gesagt, nicht didaktisch, sondern pädagogisch. Die heutige Erwachsenenwelt hat ein anderes Verständnis von Disziplin und Disziplinierung als die Erwachsenen Ende des 19. Jahrhunderts.

Nun kann man auch sagen, dass die tausenden von geraden Strichen zu einer schönen Handschrift führten; dass gerade Striche schreiben, fast so etwas sein kann, wie eine Meditation, es entschleunigt jedenfalls. Das sagen auf jeden Fall jene Erwachsenen, die beginnen chinesische Kalligraphie zu lernen. Aus dieser Perspektive hat der moderne Verzicht auf die geraden Striche auch weniger mit einem anderen Verständnis mit Disziplin zu tun und mehr mit einem anderen Verständnis von Zeit und Effektivität. Aus moderner Sicht wird mit einer Aufgabe, die nicht schnell zum Ziel führt, Zeit verschleudert. Und Zeit haben Kinder heute weniger als früher. Das dann doch von den Erwachsenen über die schlechte Handschrift, mangelnde Disziplin und überflüssige Rechtschreibfehler der jetzigen Kindergeneration gemeckert wird, ist von daher heuchlerisch.

Interessanter finden wir jene Stellen, in denen die Möglichkeiten und Grenzen der Disziplinierung aufscheinen. Gleich am ersten Schultag gibt es einige solcher Probleme. In dem einen Fall ist der Lehrer eindeutig. Artur, der Sohn des Doktors, erklärt: „Ich gehe jetzt heim“ und lässt sich nicht beirren und geht zur Tür. „Ehe er sich versah, war der Lehrer neben ihm, hob ihn mitsamt seinem Ranzen hoch in die Luft und über die Köpfe der anderen hinweg wieder an seinen Platz.“ Der Lehrer macht Artur hier klein, weil auch ein Vorschulkind wissen kann, dass man als Schulkind nicht einfach kommen und gehen kann, wie man möchte.

Anders ist die Situation, in die Gretchen verwickelt wird. Zu dem, was die Kinder in der ersten Stunde lernen sollte gehörte das Wissen um ihren Platz. Nach der Pause sollten sie allein dort hin gehen können. Ein Kind, Emilie, findet ihren Platz nicht und steht verlegen vor der Klasse. Gretchen will aufstehen und ihr helfen. Der Lehrer klopft mit dem Lineal auf das Pult und ruft laut: „Jedes bleibt an seinem Platz“ (S 22). Gretchen aber lässt sich nicht einschüchtern: „Ich gehe gleich wieder hinein“, antwortete Gretchen harmlos, huschte schnell zu Emilie hin und führte sie an ihre Bank. Der Lehrer hatte begriffen, warum Gretchen nicht augenblicklich folgte, und ließ sie gewähren.“ (S 22).

Dies ist ein wichtiger durchgehender Strang in dem Buch. Sapper plädiert für Hilfe für die Armen, wobei Gretchen im Laufe des ersten Schuljahres lernen muss, wann man seine Sachen einfach verschenken kann und wann nicht. Dieses Helfermotiv kollidiert nun in der Schule mit der Autorität des Lehrers. Sapper lässt den Lehrer einlenken und nicht auf seiner Anordnung bestehen und macht man damit deutlich, dass Helfen manchmal wichtiger sein kann als Gehorchen.

Zu einem großen Konflikt und zu einer interessanten Konfliktlösung kommt es in der Großstadt, in der der Vater nun arbeitet und wo Gretchen eine Mädchenschule besucht. Die Lehrerin, Fräulein von Zimmern, macht den Unterschied zwischen Volksschule und Mädchenschule von Beginn an deutlich. Gretchen kommt etwas zu spät in die Klasse und gibt damit der Lehrerin einen Anlass, ihr von einer anderen Schülerin zeigen zu lassen, wie man anständig grüßt. Dies war in dem Buch auch bisher schon Thema gewesen. Aber da waren es die Kinder der einfachen Menschen, die nicht gelernt hatten, danke zu sagen oder bei der Begrüßung die rechte und nicht die linke Hand zu nehmen. Die Mädchenschule macht nun ernst mit der Erziehung zur besseren Gesellschaft durch Abgrenzung. Sapper beschreibt die Situation, um sie zu kritisieren. Der Ton wird beim Abschied aus dem kleinen Ort gesetzt. Die Möbelpacker sagen zu den neugierig herumstehenden Kindern „Macht, dass ihr weiterkommt, ihr Gassenkinder“. Gretchen entgegnet entrüstet: „Das sind keine Gassenkinder, das sind alles meine Freunde und Freundinnen!“ Erstaunt sah sie der Mann an. „Eine saubere Freundschaft hat das kleine Fräulein, murmelte er ...“ (S 91). Aus der Volksschule ist in der Stadt nun eine bürgerliche Schule geworden, erkennbar am Verhalten der Kinder: „Die Schülerin, die auf dem ersten Platz saß, erhob sich, ging zur Tür hinaus, kam dann leisen Schritts auf Fräulein von Zimmern zu, machte eine kleine Verbeugung und sagte: Guten Morgen, Fräulein von Zimmern. Auch in der Folge wird Fräulein von Zimmern nicht nur als autoritär vorgestellt.

Ihr entscheidender Zug besteht darin, erst zu bewerten und dann zu beobachten. Anders gesagt. Bei ihr herrschen nicht nur lautlose Stille, werden nicht nur schlechte Noten für eine geflüsterte Botschaft vergeben, sie würdigt Gretchen herab, weil sie vom Land kommt und eben aus einer Volksschule. In der Schilderung dieser Lehrerin versteckt Sapper reformpädagogische Ideen. Der Stille in der Klasse folgt in der Pause die Ausgelassenheit der Kinder. Mit anderen Worten, der Drill der Lehrerin ist nicht in der Lage, die Fröhlichkeit der Kinder zu zerstören. Sie kann sie nur unterdrücken. Zu dem Bild von Fräulein von Zimmern gehört Sappers Satz: „Fräulein von Zimmern zankte nie“ (S. 104) Vermutlich, weil es unter ihre Würde war, sicher auch, weil sie eine gewisse Gleichgültigkeit an den Tag legte. Zu dem Bild dieser Lehrerin gehört aber auch, dass sie – zumindest ein wenig – in der Lage ist, ihre Vorurteile zu korrigieren und dass die Mädchen sie gern haben. So sagt Hermine, eine Mitschülerin: „O doch, ganz gewiss, ich habe sie sehr gern!“ „Ich nicht, mir kommt sie streng vor.“ „Ja, anfangs ist mir’s auch so gegangen, aber jetzt habe ich sie lieb, obwohl sie streng ist, denn sie ist so gerecht gegen die eine wie die andere, und nie ist sie zornig oder schlechter Laune, du wirst sie ganz gewiss auch leiden mögen.“ (S. 111f)

Ein ganz anderes Bild wird von der Handarbeitslehrerin gezeichnet, Frau Klingenstein, die Hermine nicht leiden kann. Nun begrüßt Frau Klingenstein Gretchen sehr freundlich: „Nun, wir wollen gut Freund sein, nicht wahr?“ (S 113) Das ist vielleicht auch nötig, denn zu den wenigen Problemen, die Gretchen hat, gehört, dass sie nicht stricken kann. Das bemerkt auch die Lehrerin und wird zunehmend ungehaltener. Dann geschieht eine merkwürdige Geschichte. Einem Mädchen, das sehr gut stricken kann, wird die begonnene Arbeit zerstört und Gretchen gerät in Verdacht, weil sie zur fraglichen Zeit auf der Treppe war. Gretchen war es nicht und streitet alles ab. Nun stellt sich die Frage, ob man Gretchen trauen kann. Fräulein Klingenstein unterstellt Gretchen Verlogenheit, Fräulein von Zimmern glaubt ihr: „Das Kind macht einen so durchaus wahrhaftigen Eindruck, dass ich ihm ein solches hartnäckiges Leugnen nicht zutrauen kann“ (S. 136) Tatsächlich, so erfährt der Leser später, hat das kleine Kind der Putzfrau den Arbeitskorb des Mädchens an sich genommen. Bestraft wird die Handarbeitslehrerin, denn sie hatte entgegen der Anweisung, nichts von dem Vorfall zu erzählen, außerhalb der Schule davon berichtet. Sie verliert ihre Stellung an dieser Schule.

Wir nehmen diese Erzählung zum Anlass, um der Frage nachzugehen, warum dieses Buch aus dem Jahre 1894 im Jahre 2006 im Zeitverlag Gerd Bucerius wieder neu aufgelegt und den Zeitlesern empfohlen wurde. Dazu gibt es eine Begründung von Sabine Rückert. Auf der homepage der Zeit erfährt man, dass sie 1961 geboren ist und jetzt, 2014, stellvertretende Chefredakteurin der Zeit ist.

Die ist zunächst persönlich und damit nicht bestreitbar: „Als ich selbst klein war, ist „Das erste Schuljahr“ eines meiner Lieblingsbücher gewesen, und heute gehört es zu den Lieblingsbüchern meiner Tochter.“ (S. 169). Was ihr an dem Buch nicht gefällt und worüber sie dann mit ihrer Tochter spricht, das nennt sie „pädagogische Altertümlichkeiten“: „So ist es nach unserem Verständnis ein erzieherischer Unfug, die Sitzordnung in der Klasse von den Leistungen der Kinder abhängig zu machen oder Kinder, die weinen, aus dem Raum zu schicken.“. Insgesamt aber gefällt ihr das Buch eben so sehr, dass sie die darin enthaltenen Leitbilder eben auch ihrem Kind und den Eltern unter den Zeitlesern vermitteln möchte. Wir nennen und zitieren einige ihrer zentralen positiven Leitbilder.

- Der Umgangston, der in Gretchens Familie herrscht ist herzlich.
- Die Schilderung des Lebens jener Kinder, die im Unterschied zu Gretchen arm sind. Dazu gehört, dass in dem Buch zum Teil ausführlich beschrieben wird, wie sich einzelne Lehrer den Kindern annehmen, um ihnen eine bessere Zukunft zu ermöglichen. Rückert schreibt:

„Lehrer zu sein ist der wichtigste Beruf der Welt – das wird bei der Lektüre deutlich.“ (S 170).

- Rückert gefällt der humane Ansatz des Buches: „Die Autorin muss eine humane und von tiefer Frömmigkeit beseelte Frau gewesen sein, denn diese Haltung erfüllt das ganze Kinderbuch. Ein ungeheures Vertrauen in den guten Kern der Menschen wird spürbar. Aus jedem Kind – das ist Sappers Botschaft – kann auch unter den schlechtesten Bedingungen etwas werden, wenn es nur jemanden gibt, der sich ihm zuwendet und an es glaubt.“ (S. 172)
- Rückert gefällt, dass wenig zu merken sei von Drill und Qual, dass „keine Untertanen erzogen (werden), sondern anständige Menschen mit einem Gewissen und der Fähigkeit zum Mitleid. Sie schreibt ausdrücklich: „Vermutlich hat sie sich mit diesem Entwurf gegen die Pädagogik ihrer eigenen Zeit gewandt, jedenfalls ist ihr eine Vision von Schule gelungen, die in großen Zügen bis heute gilt.“ (S. 172)
- „Kein Kind“, schreibt Rückert, „wird geschlagen oder eingesperrt“. Es gehe in der Schule zwar streng zu, aber nicht grausam.
- Die Entlassung der Handarbeitslehrerin wird von ihr gedeutet als Durchsetzung von Gerechtigkeit. Deshalb, so Rückert, wird die Lehrerin entlassen, die ein Kind zu Unrecht verdächtigt hat: „Die Prämisse der energischen Schuldirektorin Fräulein von Zimmern ist nicht die maximale Unterwerfung der Kinder, sondern maximale Integrität des Lehrkörpers. Die Direktorin ist so gerecht, dass sie sogar jene Lehrerin, die Gretchen zu Unrecht verdächtigt, aus ihrem Institut entlässt!“ (S 172)

Wir müssen hier erinnern an unser Vorhaben, auf jene Vorstellungen zu verweisen, die fast unbemerkt immer dann ins Feld geführt werden, wenn es um Schüler und Kinder geht. Hier liegt die Frage nahe, was eine Redakteurin einer Bildungszeitschrift im Jahre 2006 dazu gebracht haben mag, ein Bild einer Schule aus dem Jahre 1894 als positive Vision zu lesen. Sicher, in dem Buch wird nicht geschlagen und es wird auch kein Kind eingesperrt. Genügt dies? Es irritiert auch, wenn Rücker schreibt „streng, aber nicht grausam“. Die in Deutschland übliche Floskel lautete: „streng aber liebevoll“. Nun kann sie dies nicht schreiben, denn keine der in dem Buch beschriebenen Lehrer geht streng aber liebevoll mit den Kindern um. Sicher, es gibt viele Erzählungen, Romane und Dramen aus der Jahrhundertwende, in denen den jugendlichen Helden mehr oder wenig grausam mitgespielt wird. Heinrich und Thomas Mann, Robert Musil und viele andere haben die Unmenschlichkeit eines bürokratischen Schulsystems im Umgang mit Jugendlichen geschildert. Der Kernkonflikt war aber fast immer ein Pubertätsthema. Bei Agnes Sappers Buch handelt es sich um ein Grundschulkind. Reicht also die Abwesenheit von Grausamkeit in der Grundschule aus, um ein positives Bild zu zeichnen?

Wir haben den Eindruck, dass Sabine Rücker mit jenem Bild urteilt, dass weitgehend typisch für die Grundschule ist. Sie vergisst, dass auch die Grundschule eine gesellschaftliche Einrichtung ist. Eine Einrichtung, in der Kinder nicht nur schreiben, lesen und rechnen lernen, sondern auch, welche Macht und Herrschaft angemessen ist. Weil Grundschul Kinder so klein sind, so glauben wir, verwechselt Sabine Rückert das Private mit dem Gesellschaftlichen. Wir wollen dies an wenigen Beispielen zeigen.

Wir würden nicht sagen, dass die Handarbeitslehrerin entlassen worden ist, weil sie ein Kind in nicht gerechtfertigter Weise verdächtigt hat. Sie ist vermutlich entlassen worden, weil sie den Ruf des angesehenen Beamten Reinwald geschädigt hat. Die Großstadtschule, die Gretchen nun besucht, ist eine Privatschule: „Töchterinstitut von Fräulein von Zimmern“ stand an dem Haus angeschrieben, in das nun Herr Reinwald eintrat.“ (S. 94). Vom Unterricht erfährt man wenig, außer eben Lesen, Handarbeiten und Geographie. Berichtet wird von den beiden genannten Lehrern und dem Pfarrer, sonst erfährt man nichts. Das „Töchterinstitut“ ist

keine sogenannte „höhere Töchterschule“. Hier irrte Sapper oder war sehr fortschrittlich. Im niederen Schulwesen, der heutigen Grundschule, gab es zum Teil koedukative Schulen, zum Teil nach Jungen und Mädchen getrennt. Gymnasien, versehen mit dem Recht des Zuganges zu einem Studium, gab es für Jungen. In den „Höheren Töchterschulen“ wurden keine Berechtigungen zum Studium vergeben. Ihre Aufgabe bestand darin, den Mädchen eine Bildung zu vermitteln, die sich, an der Seite ihres Mannes, ihn nicht blamiert. Da Sapper eine ältere Schülerin auftreten lässt, die zu Gretchen sagt: „Du kommst mir recht, Kleine“ beschreibt Sapper einen Schultyp, den es damals nicht gab. Die höhere Töchterschule begann erst nach dem Ende der Grundschulzeit. Die Schule ist in Sappers Buch eigentlich nur eine wenig beschriebene Folie für die Darstellung der Entwicklung und Erziehung Gretchens. Und von Gerechtigkeit kann man schon deshalb sprechen, weil man unterstellen kann, dass alle Mädchen in dieser Schule aus der gleichen Schicht kommen. Die wenigen Hinweise zum Unterricht, die das Buch gibt und die von Rücker in der Formulierung „streng aber nicht grausam“ interpretiert werden, lassen sich vermutlich durchaus emanzipatorisch lesen. Die Strenge der Lehrerin, die Erwähnung des Faches Geographie und die Tatsache, dass Gretchen erst mühsam stricken lernt, folgen einem Erziehungsbild für Mädchen, die sie als ordentliche und strukturierte Verwalterinnen eines bürgerlichen Haushaltes sieht. Insofern war Sapper für ihre Zeit sicher modern. Von Selbstbestimmung der Mädchen kann allerdings keine Rede sein. Denn unverbrüchlicher Garant der vorhandenen Ordnung ist der Pfarrer, den Gretchen sehr mag und der seine Aufgabe wie folgt beschreibt:

„Der Mann will euch vom lieben Gott erzählen, er will euch helfen, dass ihr recht fest in eurem Christenglauben werdet, und will euer Herz mit Liebe zu Gott erfüllen, damit ihr auch untereinander recht liebevoll seid. Das will der Mann. Willst du dies alles bei ihm lernen?“ Ja, o ja!“ rief Gretchen und sah mit innigem Vertrauen zu dem Mann auf, der schon ihr ganzes Herz gewonnen hatte.“ (S. 110). Darum geht es: das ganze Herz zu gewinnen.

Danach richtet sich auch Fräulein von Zimmern. Das wird deutlich an den Kriterien, nach denen sie die Kinder beurteilt. Sie werden dreimal im Jahr entsprechend ihrer Leistung in eine Rangreihe gesetzt. Nach kurzer Zeit schafft es Gretchen auf Platz 4 und darf ihrem Vater ausrichten, dass sich Fräulein von Zimmer darüber freue, dass sich Gretchen so rasch eingearbeitet habe. Otilie, ein Mädchen mit dem sich Gretchen nicht gut versteht kommt auf Platz 6 mit der folgenden Begründung: „Du solltest nicht so weit hinten sitzen, Kind; das Lernen wird dir ja so leicht. Die schlechten Noten wegen deines oft unerfreulichen Betragens gegen deine Mitschülerinnen haben dich so zurückgebracht; gib dir Mühe, dass du dich wieder hinaufarbeitest.“ (S. 154). Man kann vermuten, dass Otilie ihr unsympathisches Verhalten zwei Plätze gekostet hat – mehr nicht. Das ist kein Widerspruch zu der Eroberung der Herzen. Otilie ist – wie die Leiterin der Schule – aus einem gute Hause, nämlich adlig. Am interessantesten ist die Beurteilung eines Kindes, dessen Name nicht genannt wird. Es ist die letzte und war dies auch bisher: „Du bist wieder die Letzte geworden, mein Kind, aber glaube nicht, dass ich dir das zum Vorwurf mache. Das Lernen wird dir schwer, weil du krank bist und dein Kopf schwach ist. Dafür kannst du nichts; dein Betragen war gut, ich bin zufrieden mit dir.“ (S.154) Drückt sich darin das Vertrauen in den guten Kern eines Menschen aus oder wird hier die These formuliert: Wer schon nicht pfiffig ist, soll nett sein. Man kann es drehen, wie man möchte, Agnes Sapper kann nicht gelingen, was auch in der Zeit nicht gelingen konnte in der sie lebte. Nämlich gleichzeitig von den Mädchen Vernunft, Ordnung und keine Tränen zu verlangen und gleichzeitig Nähe und Wärme und Liebreiz. Relativ eindeutig ist eine andere Botschaft der Schulleiterin bei der Ausgabe der Zeugnisse und der Vergabe der Rangplätze: „Ich werde die Erste vorrufen, sie wird dann ihr Zeugnis in Empfang nehmen, sich bedanken und sich an den ersten Platz setzen und dann die Zweite usw. Tränen will ich nicht sehen, wer Unzufriedenheit mit seinem Platz zeigt, erhält gleich wieder die erste schlechte Note fürs nächste Zeugnis.“ (S. 153)

Die Soziologen nennen diesen Aspekt von Schule „Legitimationsfunktion“. Gemeint ist damit, dass die Schule die Aufgabe hat, die bestehende Verteilung von Chancen, Macht, Einfluss und Reichtum als gerecht, als von Gott oder Natur gegeben erscheinen zu lassen. War es das, was Frau Rückert zwei Jahre vor der Finanzkrise so begeistert hat?

Tatsächlich gibt es in dem Buch zwei Kinder, denen durch einen Lehrer die Chance auf ein gutes Leben eröffnet wird. Beide sind Waisenkinder, also an ihrem Schicksal unschuldig. Eines davon lässt Saper als Kind sterben. Wir schauen uns das andere Kind an. Es ist Hans. Hans wird von Herrn Baumann, dem älteren Lehrer in einer Art Einzelunterricht gefördert. Bei der Schuleinschreibung fällt er unangenehm auf. Er ist alleine ohne Eltern zur Schule gekommen und gibt einen zerknitterten Zettel ab, den der Lehrer schlecht lesen kann. Vor dem Hintergrund, dass arme Kinder von ihren Eltern nicht in die Schule geschickt wurden, droht der Lehrer: „Dass du mir aber am 10. April in die Schule kommst! Sonst geht’s schlecht.“ (S.12). Gretchen und Hans sehen sich zufällig wieder und so erfährt der Leser von der Armut des Jungen, die Gretchen dazu verführt, ihm ihre Ostereier und weiteres mehr zu schenken. Sie mag ihn so sehr, dass sie sich wünscht zwischen ihm und der Tochter des Apothekers zu sitzen. Nun wird Hans in einem eigenen Kapitel vorgestellt: die Familie ist arm, die Mutter gestorben, der Vater als Schäfer im Sommer nicht zu Hause und die Großmutter, die den Haushalt und das Kind versorgt, ist taub. Und Hans ist stolz, in die Schule gehen zu dürfen: „Dort lag sein Schulranzen, neben den setzte er sich und fing an, mit dem Zipfel seiner Jacke daran zu reiben und zu putzen, bis das alte Leder wieder glänzte.“ (S. 28) Herausgestellt wird der unbedingte Wille zu lernen. Er übt das Wort „Ja“, weil der Lehrer gesagt hatte, es heiße „Ja“ und nicht „Jo“ und die Großmutter brachte ihm zum ersten Mal ein Abendgebet bei, das Hans auswendig lernte. Die erste Zeile lautet:

„Herr hilf, das ich als treuer Knecht
Dir dienen möge fromm und recht“ (S 29).

Einige Seiten und einige Tage weiter versteht Hans, das man in der Schule schreiben lernt und er erkennt, dass er schreibend sich mit seiner Großmutter verständigen kann. „Den ganzen Abend schrieb er, löschte es wieder aus und schrieb aufs Neue und machte so fort, bis es spät wurde. Die letzten Buchstaben aber, die auf der Tafel blieben, waren gar schön und gleichmäßig und standen in Reih und Glied untereinander wie Soldaten.“ (S. 42) Mit anderen Worten: aus Liebe zur Großmutter lernt Hans Ordnung und Unterordnung – aber nicht als Pflicht, sondern als Erfüllung.

Sein junger Lehrer traut ihm diesen Schritt aus der Bildungsferne nicht zu. „Das hast du nicht selbst geschrieben. Wer hat dir geholfen?“ und lässt ihn noch einmal eine Reihe „i“ mit einem fein gespitzten Griffel schreiben. „Wahrhaftig, du kannst’s rief der Lehrer, klopfte ihm freundlich auf die Schulter und rief: Seht, so müsst ihr’s alle lernen wie der Zaiserling. Der kann’s am besten.“ (S.44)

Was Hans am besten kann, ist die „i“ wie Soldaten stehen zu lassen.

Wieder einige Seiten und einige Wochen später sucht der Schulleiter Herr Baumann einen zweiten Schüler für einen Einzelunterricht und zwar ein „aufrichtiges, unverdorbenes Kind“ (S.57). Die Wahl fällt auf Hans, denn: „die besseren Schüler brauchen keine Stunden und die schlechteren wollen keine, sind auch meistens sonst nicht viel wert.“ (S. 57). Gretchen darf Hans zu dem Schulleiter begleiten, denn er weiß noch nicht, wie man an eine Tür anklopft. Später wird Hans lernen, nicht vor Freude über ein großes Geschenk fort zu laufen, sondern gesittet seine Dankbarkeit auszudrücken (S.86)

Hans lernt nicht nur Lesen und die Ordnung, er lernt auch die Gewohnheiten und Regeln der besseren Gesellschaft. Man sieht ihm nach, dass er sie noch nicht kennt, aber erwartet, dass er sie lernt und auch einigermaßen schnell. Das eigentlich Indiz für das gute Kind, bei dem sich die Mühe des Lehrers lohnt, ist das naive und dankbare Herz. Als Herr Baumann ihm anträgt,

sich ihm und dem anderen Waisenkind in Einzelstunden zu widmen, empfindet Hans es als ungeheure Ehre und Freude, wird dunkelrot vor Erregung, und sagt sehr deutlich: „Ich will“. Am wichtigsten aber ist: „Unter der Tür wandte sich Hans noch einmal um, sah mit leuchtenden Augen den alten Lehrer an und sagt so recht von Herzen: „Vergelt's Gott.“ (S.59) Wieder einige Seiten und einige Monate später besucht Gretchen ihre alte Schule und findet nun Hans auf dem ersten Platz sitzen (Vgl. S. 161).

Mindestens ein wenig ist das tatsächlich in dem Buch gemalte Bild der Förderung schwacher oder armer Kinder anders als Frau Rückert es wohl für sich und ihre Tochter gelesen hat. Vielleicht erklärt ein Satz aus dem Buch das Missverständnis der Zeitredakteurin. Der Vater von Hans hat die Schäferei aufgegeben und lebt nun immer zu Hause. Es gibt also mit der Großmutter eine fast vollständige Familie. Und Sapper lässt Herrn Baumann erzählen: „Es ist merkwürdig, wie der Mann glücklich ist, seit er weiß, dass sein Bub tüchtig ist (...) und ich habe es selbst gesehen, wie Vater und Sohn aneinander hängen und wie die alte Großmutter noch einmal auflebt über der Freude. Es ist rührend zu sehen, man trifft es selten so!“ (S.163) Wir denken also, dass Frau Rückert von der Rührung übermannt wurde als sie las, wie den von Gott geliebten guten Kindern, die ihnen angetanene Hilfe dazu führt, dass sie so werden, wie man selbst sein möchte – wenigstens das eigene Kind. Der Konflikt lässt sich leugnen, deshalb bedarf er der Rührung. Denn aus einer anderen Sicht hat sich Hans gerade sehr grundsätzlich von seinem Vater und seiner Großmutter distanziert. Einfach deshalb, weil Schäfer anders an die Tür klopfen müssen als höhere Beamte. In Romanen und Kinofilmen nennt man die Harmonisierung von Konflikten Kitsch.

Wir beschließen die Betrachtung dieses Buches mit der Frage, was in dem Buch von Agnes Sapper eigentlich ein gutes Kind ausmacht und damit zusammenhängend, wie es zu einem guten Kind erzogen wird.

Zunächst ist ein gutes Kind fromm. Das zeigt sich an vielen Beispielen. Und dann ist es fleißig, so wie der kleine Hans. Was aber unter Fleiß zu verstehen ist, wird an Gretchen deutlich gemacht.

Nachdem Gretchen im ersten Schuljahr nach einigen Schulwochen in die vordere Reihe gesetzt wurde lässt Sapper den Vater sagen: „Das Kind wird uns in der Schule verwöhnt, sie kommt vorwärts, ohne dass sie sich Mühe gibt“ Und die Mutter antwortet: „Ja“, sagte die Mutter, „ich hätte sie nicht so viel voraus lehren sollen, es wird ihr nun gar zu leicht, und der Lehrer ist zu nachgiebig gegen sie. Macht sie etwas flüchtig oder vergisst sie es ganz, so droht er ihr nur und straft sie nie.“ Die Mutter: „Ja, ja, es geht ihr gut; früher oder später wird sie's büßen müssen.“ (S 50f.)

Damit dies nicht geschieht, baut der Vater vor. Bei der Einschulung in die Privatschule besteht er darauf, dass Gretchen ein halbes Jahr vorrücken kann. Die Schulleiterin genehmigt dies, wobei man keine Begründung erfährt, obwohl sie davon ausgeht, dass die Kinder ihrer Schule denen auf dem Lande ein halbes Jahr voraus sind. Faktisch soll Gretchen ein Schuljahr überspringen. Der Vater nennt auf Einwände zwei Gründe:

„Nun ja, das wünsche ich eben, sie soll sich auch plagen müssen, bisher war für sie alles ein Spiel“ und

„Den Mut wird sie nicht verlieren, aber vielleicht etwas von ihrem Übermut“. (S. 95)

Man kann dies vorausplanende Erziehung nennen. Die Erwachsenen haben danach kleinen Kindern jene Zumutungen als Übung aufzugeben, die sie erst später, als Jugendliche oder Erwachsene beherrschen sollten. Wenn die Mutter von „büßen müssen“ spricht, dann meint sie Erfahrungen, die Gretchen später in der Gesellschaft machen wird. Und die Mutter

unterstellt, dass ein Mangel an Fleiß von der Gesellschaft bestraft wird und zwar unabhängig davon, ob die Leistung stimmt oder nicht. Und sie unterstellt die Bestrafung.

Das ist in zwei von drei Elementen ein hochmoderner Gedanke.

Erstens: Die Vorstellung, daß die Art und Weise, wie Kinder großgezogen werden, auf deren Persönlichkeit prägend wirkt (Rießmann in van de Loo 1993, S. 157). Das es also einen direkten Zusammenhang zwischen der Persönlichkeit des Kindes und des Erwachsenen gibt.

Zweitens: Die Vorstellung, dass die Gesellschaft ungerecht ist und man sich als einzelner dagegen wappnen muss. Dies hat Bertold Brecht sehr kurz und knapp illustriert.

Drittens: Das Fleiß wichtiger ist als Leistung – jedenfalls als Merkmal der Person. Oder anders formuliert: Die Erfahrung der Mühe der Anstrengung führt, wie der Vater wohl zutreffend weiß, zur Demut. Ob dieser christliche Gedanke der Demut heute noch bedeutend ist, vermögen wir nicht zu sagen. Goethes Spruch „Wer ewig strebend sich bemüht, den wollen wir erlösen“ (Faust II), verliert heute – so unserer Eindruck – zunehmend Anspruch auf Gültigkeit. Die Formel, der Hartz IV Empfänger begegnen, nämlich „fordern und fördern“ setzt den Willen zur Veränderung voraus, ebenso die dafür notwendige

Anstrengungsbereitschaft, beurteilt aber letztlich den Erfolg. Fleiß ohne Leistung ist wohl eher altmodisch. So altmodisch wie jemand, der einfach sparsam ist, und dafür keine ökologischen Gründe zu nennen vermag. Wir denken, dass dieses Beispiel auf eine der ganz großen Veränderungen der letzten hundert Jahre hinweist. Die Entdeckung der inneren Persönlichkeit im Sinne eines auszubildenden stabilen Kerns im Laufe des 19. Jahrhunderts war eine für das heutige Denken wichtige Voraussetzung. Sie hat sicher ihre Wurzeln unter anderem in dem Gedanken der Freiheit des Christenmenschen, der eben auch frei darin ist, von Gott abzufallen. Und dies bedeutet aus pädagogischer Sicht, ihn durch Erziehung auf den rechten Weg zu bringen. Eben deshalb ist Erziehung nötig, weil das Kind nicht von allein gut wird. Dieses Verständnis von Erziehung zielt aber wenig auf das Verhalten und sehr stark auf die Moral. Fleiß ist eine Tugend. Und tugendhaft, so hat die deutsche Philosophie herausgearbeitet, ist jemand nur dann, wenn er sich von seinem guten Verhalten und seinen guten Handlungen keinen materiellen Lohn verspricht. In Zeiten, in denen die christlichen Kirchen als moralische Instanzen stark an Bedeutung verloren haben und in Zeiten, die nicht Sparsamkeit sondern Konsum in den Vordergrund stellen, wirkt der Gedanke der Erziehung zur Tugend irgendwie fehl am Platze.

Modern dagegen sind die beiden anderen Aspekte. Brecht bringt die Erziehung eines Kindes als Grundlage für dessen gesellschaftliches Überleben in eine – auf den ersten Blick – makabre Szene. Sie stammt aus den Flüchtlingsgesprächen.

Kalle schildert darin unter anderem seinen ersten Schultag. Sie seien an der Wand aufgestellt worden, dann habe sich jeder einen Platz suchen sollen und weil ein Platz zu wenig da war, hat ein Schüler zwischen den Bänken gestanden und vom Lehrer eine Maulschelle erhalten.

Brecht läßt Kalle mit den Worten schließen:

"Das war für uns alle eine sehr gute Lehre, daß man nicht Pech haben darf".

Und Ziffel fährt fort: "Das war ein Genius von einem Lehrer".

Es wird hier kaum Eltern geben, die sich nicht vor dem Bild schütteln. Und es wird kaum Eltern geben, die nicht danach handeln, weil sie davon ausgehen (können?) dass die Welt so ist, wie sie hier dargestellt wird.

Das Genie dieses "Genius von einem Lehrer" bestand darin, mit wenigen Mitteln die Welt zu skizzieren, die die Kinder nun erwartet; darin, Schulwelt und jene Lebensrealität auf die nach Brecht die Schule vorbereiten soll, identisch werden zu lassen. Diese erste Lektion bringt die Ungerechtigkeit der Welt - von der man annehmen kann, dass sie den Kindern von der

Anschauung her bekannt ist - gewissermaßen auf den Begriff. Nur wenige erreichen ihr Ziel. Die Aufgabe "Jeder soll sich einen Platz suchen" ist für alle gleich. Weil aber ein Platz fehlt, produziert die Mangelsituation die Ungleichheit. Das ist die Aussage über die Welt. Und gleichzeitig enthält die kurze Passage eine Analyse der Schule. Die gleiche Aufgabe für alle Kinder produziert Ungleichheit, weil die Kinder verschieden sind. Die Schule ist hier die Fortsetzung der Chancenungleichheit in der Gesellschaft mit ihren Mitteln.

Unter der Überschrift „Stimmt Freud in Afrika?“ stellt Paul Riesmann unser Grundverständnis in Frage. Er erschreibt: „Es erscheint uns selbstverständlich: was in den frühen Jahren mit einem Kind geschieht, macht es zwangsläufig zu der Person, die er oder sie später ist. (...) So begreifen Eltern in allen westlichen Gesellschaften ihr Tun als von bleibendem – hoffentlich gutem – Einfluß für ihre Kinder und viele fürsorgliche und disziplinierende Maßnahmen geschehen mit diesem langfristigen Ziel im Hinterkopf.“ (Rießmann in van de Loo 1993, S. 157).

Wenn dies nun nicht stimmt? Rießmann nennt einige Langzeitstudien zur Persönlichkeitsentwicklung, die nahe legen, „daß die Persönlichkeit des Erwachsenen nicht während der frühen Kindheit geformt wird(ebd.) und behauptet, dass hier eine logische Abfolge behauptet wird, die nicht bewiesen ist. Darin können wir Rießmann zustimmen, auch wenn die Diskussion außerordentlich kontrovers und komplex ist. Das Bild des auf einem Fundament ruhenden Gebäudes ist ein Bild und kein Beweis. Und es ist ein Bild aus unserer Kultur, aus unserem Verständnis des Hausbaues. Rießmann schreibt: „Wenn meine Theorie richtig ist, dann muß unsere Sicht der Kindheit dem Selbstverständnis entspringen, die in unserem kulturellen Milieu vorherrscht und nicht umgekehrt.“ (S. 177)

Die These ist weitreichend. Was wir als „Natur des Kindes“ zu erkennen vermeinen ist tatsächlich Ergebnis unserer Vorstellungsweisen.

Ein andere Ethnologin, die Kindererziehung beobachtet hat, ist Florence Weiss.

Florence Weiss forschte von 1972 bis 1974 in Papua-Neuguinea bei den Iatmul. Ihr Beitrag hat den Titel: „Von der Schwierigkeit über Kinder zu forschen“. Sie schildert die folgende Szene:

"An einem Nachmittag sah ich von der Veranda unseres Hauses aus drei Kinder vorbeispazieren. Ich kannte sie gut vom Sehen, wohnten sie doch nur einige Häuser entfernt. Doch noch nie hatten sie mich besucht, und noch nie hatten wir ausführlich zusammen gesprochen. So stieg ich, die Gelegenheit ergreifend, die Treppe hinunter und sprach sie an, ob sie zu mir kommen würden, um mit mir zu plaudern. Die drei, zwei Jungen von sieben und acht Jahren und ein Mädchen von zehn, hörten mich an, besprachen sich kurz und gaben mir dann zur Antwort, nein, sie hätten jetzt etwas anderes vor, sie wollten im Bach baden gehen." Weiss 1993: 107)

Über sich schreibt die Ethnologin:

"Am meisten ärgerte mich ihre Argumentation, hätten sie doch wenigstens gesagt, sie müßten arbeiten gehen, aber ausgerechnet baden. Sie erschienen mir unzugänglich. Es fiel mir die englische Lehrerin auf der Missionsstation ein, die sich darüber beklagt hatte, wie unregelmäßig die Iatmul-Kinder zur Schule kamen. Jetzt verstand ich sie. (...) Womit ich zu Beginn meine Mühe hatte, war die Selbständigkeit der Iatmul-Kinder. Ich hatte die Tendenz, ihr autonomes Verhalten als Ablehnung meiner Person zu verstehen. (...) Ich mußte mich von meiner Tendenz lösen, immer wieder nach Einrichtungen Ausschau zu halten, wie ich sie aus der Schweiz kannte, in denen Kinder verwaltet werden." (Weiss 1993: 107f)

Florence Weiss müht sich hier, das völlig andere Verständnis von Kindheit nicht nur nachzuvollziehen, sondern auch zu leben. Probleme macht ihr die Selbständigkeit der Kinder: Diese sprachen mit ihr, wenn sie Lust dazu hatten und nicht die Forscherin. Und es gab auch keine Möglichkeit, über die Eltern das Handeln der Kinder bestimmen zu lassen.

„Das Problem in dem ich steckte, entbehrt nicht der Komik. Hatte ich mir nicht schon immer gewünscht, eine gesellschaftliche Realität zu erfahren, in der weder die Frauen von den

Männern noch die Kinder von den Erwachsenen dauernd bevormundet werden? Und jetzt, da ich merkte, daß dies bei den Iatmul der Fall ist, machte ich mich auf die Suche nach etablierten Autoritäten? Die unbekannte Realität verunsicherte mich. [...] Ich konnte Kinder auf ihren Streifzügen durch die Gegend begleiten, ohne nachher eine Mutter darin bestätigen zu müssen, daß ihre Tochter sich gut benommen hat. Auch konnte ich mit den Kindern bis um Mitternacht zusammen sprechen, ohne am folgenden Tag vorwurfsvolle Blicke einer empörten Mutter zu gewärtigen. Andererseits aber wünschte ich mir meine Freunde herbei, weil wir uns diese utopische Gesellschaft nicht so anstrengend vorgestellt hatten. Denn in diesem sozialen System mußte ich mit jeder einzelnen Person neue Beziehungen anknüpfen. Das fiel mir aber nicht immer leicht. [...] Ich wurde mit der Tatsache konfrontiert, wie schwer es uns fällt, von gesellschaftlichen Formen Abstand zu nehmen, in denen wir aufgewachsen sind“ (Weiss 1993: 110f.).

Wichtig für ihren Lernprozess war ein Gespräch mit einem sechzigjährigen Mann:

"Und so kann ich Masoabwan, einen sechzigjährigen Mann, nicht vergessen. Es war Abend, und er kam mich besuchen. Nachdem ich Tee gemacht und wir uns gegenüber saßen, meinte er: `Wenn es dich interessiert, könnte ich dir erzählen, wie wir dafür sorgen, daß die Kleinkinder gut gedeihen. Wichtig ist vor allem, daß der Abstand zwischen den Geburten eingehalten wird. Interessiert dich das?` Masoabwan fuhr fort: `Erst wenn ein Kind groß genug ist, dürfen die Eltern wieder Liebe machen. Ein Kind muß verstehen, was ihm gesagt wird. Es kann allein in den Wald gehen, um zu pissen und zu scheißen. Es badet auch schon allein im Bach. Hat es Hunger, nimmt es sein Essen selbständig aus seiner Vorratstasche. Ist aber keines da, sagt es seiner Mutter: Oh Mutter, ich bin hungrig! Hat die Mutter das Essen noch nicht zubereitet, läßt sich das Kind auf den Boden fallen und schreit: Mutter, mach das Essen, schnell! Das Kind muß seinen Willen durchsetzen können." (Weiss 1993: 106)

Florence Weiss interpretiert:

"Masabwans Darstellung ist ein Beispiel dafür, daß die Iatmul detaillierte Kenntnisse über die Entwicklung der Kleinkinder haben, ja man könnte sogar von einer iatmulschen Psychologie sprechen. Der Unterschied zu uns besteht also nicht darin, daß ihnen ein differenzierter Blick für die Entwicklungsphasen der Kinder fehlen würde. Er besteht vielmehr darin, daß sie beiden Lebensphasen ihre Spezifität belassen, Kindheit nicht auf Nichterwachsenheit reduzieren." (Weiss 1993: 106)

Für die letzten drei Jahrzehnte kann man zwei gleichzeitige Entwicklungen verfolgen. Zum einen hat sich eine Forschung entwickelt, die ganz bewusst nach dem Leben des Kinder in seinem Hier und Heute fragt. Sie fasst unterschiedliche Ansätze unter der Begriff „Neuen Kindheitsforschung“ zusammen und versucht Kindheit als eigenständige Lebensphase zu begreifen.

Andererseits und das ist eher die Realität, die sich durchgesetzt hat, hat sich die Vorstellung entwickelt, dass man bei der Erziehung eines Kindes nicht früh genug anfangen kann und auf keinen Fall etwas versäumen dürfe. Jetzt lernen Kinder frühenglisch in der Krabbelstube und legt sich die schwangere Mutter ein Tonbandgerät mit klassischer Musik auf den Bauch.

Wir kehren noch einmal zu Agnes Sapper zurück und fragen, wie Gretchen erzogen wird. Einiges wurde schon deutlich. So stellen die Eltern Aufgaben, die das Kind fördern. Bettina Hurrelman sprach von „kluger Förderung“.

(Bettina Hurrelmann/ Susanne Helene Becker/ Irmgard Nickel-Bacon (2005) (Hrsg.): Lesekindheiten: Familie und Lesesozialisation im historischen Wandel. Weinheim: Juventa, S. 249)

Dem können wir uns anschließen. So darf Gretchen jetzt, wo sie ein Schulkind ist, auch etwas später ins Bett gehen. Die Eltern unterstützen sie bei ihrer Hilfsbereitschaft, setzen aber auch Grenzen. Interessant ist die Frage, was im Konfliktfall geschieht. Wenn zum Beispiel

Gretchen der Mutter versprochen hat, sie erst zu fragen, bevor sie etwas verschenkt, sie dann aber doch ohne zu fragen, bereits verschenkt hat, steckt das Kind in einem Konflikt, das es ohne Hilfe der Mutter nicht mehr lösen kann. Man kann fragen, warum dieser Konflikt so fast existenzbedrohend für das Kind ist. Die Antwort gibt das Buch schon ganz am Anfang. Gretchen hat nicht in erster Linie ein Unrechtsbewusstsein. Es ist einfach so, dass sie sich schämt. Wenn man etwas verspricht und es nicht einhält, dann steht man in den Augen der Umgebung ganz schlecht da und man muss sich schämen. Ausdrücklich formuliert wird dies an einem anderen Beispiel. Gretchen kann, wie wir wissen, nicht gut stricken. Daraus erwächst ein Gespräch mit der Haushälterin, Lene:

„Lene, sagte sie, weißt du, was mir das Ärgste ist? Dass ich mein Strickzeug mit in die Schule bringen soll!“ „Dein Strickzeug? Nein, das kannst du nicht sehen lassen, damit musst du dich ja schämen!“ (S 117)

Kurz zuvor war Gretchen weinend aus dem Zimmer ihrer schwer kranken Mutter gekommen und Lene hatte vermutet, dass sie wegen ihrer Mutter weinen würde. Das Buch schildert dann die Lösung des Dienstmädchens. Die versteckt einfach das Strickzeug, womit – nach langem Suchen – natürlich Gretchen sehr zufrieden war, weil sie nun guten Gewissens in der Schule sagen konnte, dass sie ihren Strickstrumpf nicht gefunden habe. Und hier kommt eine der wenigen Stellen in dem ganzen Buch, an denen die Autorin sich direkt einmischt. Sapper schreibt:

„Lene nickte und lächelte schlaue, sie glaubte, es recht gut für ihren kleinen Schützling gemacht zu haben; aber es war nicht so – krumme Wege führen nicht zum guten Ziel!“ (S 119)

Der gerade Weg besteht darin, für seine Fehler einzustehen und sich zu bemühen, sie zu beseitigen. Am Ende wird Gretchen sehr gut stricken lernen, weil sich eine Mitbewohnerin des Hauses, Fräulein Treppner, um sie kümmert, die ob ihrer Garstigkeit von allen Kindern und wohl auch von den Erwachsenen gemieden wird. Gretchen überwindet ihre Furcht vor der Frau, sucht Kontakt, vielleicht auch aus Mitleid, überwindet die Anfeindungen der Frau wie das Bellen des Hundes und hat Erfolg. Nicht nur, dass Frau Treppner ihr Stricken beibringt. Wichtiger ist, dass die Zuneigung des Kindes zu der verhärmten alten Frau diese grundlegend so verändert hat, dass sie wieder gemeinsam mit einer alten Freundin feiern kann, mit der sie sich in Feindschaft getrennt hatte. Die Feindschaft mit der Freundin hatte begonnen, weil Molly, Fräulein Treppners Hund, den Hund der Freundin gebissen hatte. Dieser Hund, der vor allem Kinder nicht leiden mag, beißt nun auch Gretchen und wird in ein anderes Zimmer gesperrt. „Der Hund winselte erbärmlich; denn er fühlte, dass er sehr in Ungnade gefallen war.“ (S.146) In Ungnade gefallen war nun auch Fräulein Treppner. Herr Reinwald verbot Gretchen je wieder das Zimmer der Frau zu betreten und sagt zu seiner Frau: „Wer so ein bissiges Tier um sich leiden mag, das allen Leuten lästig, ja sogar gefährlich werden kann, der verdient nicht, dass Menschen bei ihm aus und eingehen“ (S.147). „Das wart nun ein Schrecken für Gretchen.“ (S. 146) Gelöst wird der Widerspruch zwischen der Zuneigung zum Vater und zu Fräulein Treppner zunächst durch Fräulein Treppner. Sie lässt den Hund einschlafen. Gretchen darf sie wieder besuchen und die als Weihnachtsgeschenk für die Mutter begonnene Strickarbeit fortsetzen. In einem für das Buch typischen zweiten Schritt lenkt der Vater ein. Er hat für Fräulein Treppner zwei Kanarienvögel als Weihnachtsgeschenk gekauft – allerdings nicht ohne Gretchen dafür zu schelten, dass sie nicht an ein Geschenk geglaubt habe. Wer Zuneigung möchte, muss sich bemühen und wer dies tut, der wird geliebt.

Eigentlich hat sich hier wiederholt, was schon zuvor verhandelt wurde als es um das Verschenken der Schultafel ging. Der Konflikt bestand hier zwischen dem Verbot des Vaters die Tafel zu verschenken und dem Schenkungsversprechen, das Gretchen einer Mitschülerin gegeben hatte. Wir haben schon darüber geschrieben, dass Gretchen dann beim Vater Erfolg

hat, wenn sie bescheiden auftritt und nicht weint. Die Geschichte nimmt nun eine weitere Wendung, in der die Mutter zu Wort kommt. Sie reagiert darauf, dass sich Gretchen schwer tut, den Vater aufzusuchen und sagt:

„Ei, Gretchen, sagte sie, ist das seine ganze Liebe für die Armen? Du verschenkst wohl alles mit leichtem Herzen, weil du weißt, dass du doch noch genug hast. Wenn du aber so einem armen Mädchen zulieb deinem Vater gute Worte geben sollst, so ist dir dies Opfer schon zu groß.“ (S. 38)

Gretchen rafft sich auf und stimmt den Vater um, der zu der Tafel auch noch einen Apfel hinzu gibt und eine Schürze, denn – so der Vater – „es wäre ein gutes Werk, wenn man dem kleinen Geschöpf wieder ein besseres Vertrauen in die Menschheit einflößen könnte.“ (S. 39). Wir beenden dieses Kapitel über Frau Rücker von der Zeit mit der Beschreibung von Gretchens Gefühl: „Gretchen war es, als habe sie ihren Vater noch gar nie so lieb gehabt wie eben jetzt.“ (S. 39)

Wenn man die Texte über die Hilfe für die Armen aus heutiger Sicht liest, dann erinnern sie an die Ideologie der früheren Entwicklungshilfe. Den Menschen in den armen Ländern sollte durch Wohltaten geholfen werden. Heute weiß man, dass diese Hilfen häufig die Armen ärmer machen als sie schon sind. In der Zeit, in der Agnes Sapper schreibt, geht es nicht um Entwicklungshilfe, sondern um Hilfen für die Unterschicht und die Arbeiterklasse. Und so sehr die frühere Entwicklungshilfe verhindern sollte, dass diese Länder wirklich sich entwickeln konnten und selbständig werden, so sehr hat die Hilfsbereitschaft der Bürger des 19. Jahrhunderts auch das Ziel gehabt, den Abstand zwischen Bürger und Arbeiter zu bewahren.

Dennoch kann man fragen, ob die moralische Haltung, zu der Gretchen erzogen werden soll, einfach als altmodisch abgetan werden sollte. Was Sapper hier an verschiedenen Beispielen beschreibt ist das Gegenteil dessen, was man in der Gegenwart häufig beobachten kann, nämlich eine Haltung, die Kindern nahe legt, mit dem geringstmöglichen Aufwand ein vorgegebenes Ziel zu erreichen. Den Kindern wird heute eher nahe gelegt zu konsumieren, als zu lernen, sich zu überwinden.

Agnes Sapper

Zwei gute Kinder werden zwei gute Schülerinnen

In diesem Kapitel möchten wir Ihnen die Vergangenheit vorstellen. Dies als Kontrast zu unserer Gegenwart. Es handelt von zwei Mädchen, von Gretchen und von Nesthäkchen. Gretchen ist 1894 geboren. Genauer gesagt, ist das Buch „Das erste Schuljahr“ von Agnes Sapper im Jahre 1894 erstmals erschienen. Gretchen wird im Jahre 2006 wieder geboren werden, aber dazu später. „Nesthäkchens erstes Schuljahr“ von Else Ury ist während des 1. Weltkrieges erschienen, zwischen 1915 und 1918. Das uns vorliegende Buch wurde zwischen 1951 und 1956 wieder aufgelegt. Weitere Auflagen gab es u.a. als Buchgemeinschaftsbuch um 1975 und im Hoch Verlag Stuttgart in den 80iger Jahren des vorigen Jahrhunderts. (<http://www.detlef-heinsohn.de/buecher-ury.htm>). Anders als das Buch von Agnes Sapper gibt es keine Auflage aus der neueren Zeit. Nesthäkchen heißt tatsächlich Anneliese. Eine gute und ausführliche Darstellung des Lebens von Else Ury, ihrem Werk und ihrer Ermordung in Auschwitz findet sich bei wikipedia (http://de.wikipedia.org/wiki/Else_Ury). Auch über Agnes Sapper findet sich ein Beitrag bei wikipedia. Beide Autorinnen und beide Bücher haben sich in großen Auflagen verkauft. Die Nesthäkchen Bücher sind wohl fast allen Kindern und Jugendlichen der entsprechenden Zeit bekannt gewesen.

Wir stellen hier beide Bücher vor, um den Unterschied zur Gegenwart deutlich zu machen und damit ein Stück Geschichte. Ergänzt werden sollen die beiden Mädchen durch Franz.

Else Ury schreibt im Untertitel: „Eine Geschichte für kleine Mädchen“.

Gretchen

Gretchen, genau Margarete, ist die Tochter von Herrn Reinwald, einem hohem Beamten in einem kleinen Ort in Bayern und seiner Frau. Weiterhin erzogen wird Grete von dem Haus- und Kindermädchen Lene. „Das erste Schuljahr“ schildert zwei Orte, nämlich die Familie und die Schule. Es beginnt kurz vor Schulbeginn und endet mit Beginn des zweiten Schuljahres, nun in der Großstadt München, wohin der Vater versetzt wurde. Da gleichzeitig beide Orte beschrieben werden, so lassen sich gut zwei Fragen stellen: Was ist für die damalige Zeit eine gute Schülerin und was ist ein gutes Kind. Die Antworten für beide Fragen richten sich an die Kinder, denen das Buch vorgelesen wird. Das Buch richtet sich aber auch an Erwachsene. Folglich lässt sich fragen, wie man durch Erziehung aus einem Kind ein gutes Kind macht und eine gute Schülerin. Als Leser muss man im Kopf behalten, dass man immer mehr weiß als das Gretchen. Wenn das Kind zu Wort kommt, bringt der Text den erwachsenen Leser zu zwei gleichzeitigen aber sehr unterschiedlichen Leseweisen des Textes. Man erfährt etwas von dem Kind und das, was man erfährt, kann man aus Erwachsenenperspektive einschätzen. Man kann es belächeln, naiv und romantisch finden oder auch als eine Trotzreaktion, die durch Erziehung überwunden werden muss. Das alles würde nicht funktionieren, wenn Gretchen wirklich von Beginn an ein gutes Kind und eine gute Schülerin wäre. Zwischen beiden Leseweisen gibt es eine Beziehung. Und sie gibt Auskunft über das Bild, dass sich Erwachsene von guten Schülerinnen und guten Kindern machen. Denn es ist ja nicht so, dass Gretchen von Kindern erfunden wurde und es ist auch nicht so, dass sie tatsächlich gelebt hat. Sie ist von einer erwachsenen Frau erfunden worden um Kinder und Erwachsene zu unterhalten und zu erziehen.

Das Buch beginnt mit dem Kapitel „Was im Wochenblatt steht“:

„Ei der Tausend, da steht etwas im Wochenblatt, was mein Gretchen angeht! Sagte Herr Reinwald zu seiner kleinen Tochter, die neben ihm am Tisch saß und mit farbigen Würfeln spielte, während der Vater die Zeitung las. „O Vater, du machst nur Spaß“, antwortete Gretchen und sah ungläubig, aber doch neugierig zum Vater auf. „Nun hör einmal selbst, wenn du’s nicht glaubst“, erwiderte der Vater, und langsam und deutlich las er vor: „Am 1. März vormittags sind diejenigen Kinder, die bis dahin das sechste Lebensjahr zurückgelegt haben, zur Schule anzumelden. Dies wird allen Eltern und Vormündern, insbesondere auch den Eltern von Gretchen Reinwald zur Kenntnis gebracht.“ Mit größter Aufmerksamkeit hatte Gretchen zugehört, und als ihr eigener Name kam, war sie dunkelrot geworden.“

Gretchen wird rot, weil sie zumindest für einen Moment glaubt, dass ihr Name in der Zeitung steht. Man drängt sich nicht vor, man drängt sich nicht auf, man ist bescheiden. Wenn man so herausgehoben wird, wie es hier den Anschein hat, dann wird man rot vor Scham. Dies gehört für die Autorin Sapper und man kann wohl sagen für die damalige Zeit zur „Natur des Kindes“. Als Leser weiß man natürlich sofort, dass der Vater ein wenig geflunkert hat. Gretchen ist sich zumindest nicht sicher und auch gleichzeitig davon fasziniert, in der Zeitung zu stehen. Sie läuft zu ihrer Mutter.

“Mutter komm doch herein, aber schnell, bitte, es steht ja etwas im Wochenblatt von mir!“ „Von dir?“ riefen die Mutter und Lene gleich sehr erstaunt. „Ja, der Vater sagt’s, so sieh doch auch in die Zeitung.“

Nun wird Gretchen nicht nur rot, sie ist auch stolz und aufgeregt; oder anders gesagt, sie ist widersprüchlich. Dies weist die Richtung, die die Erziehung nehmen soll: Bei einem natürlichen Selbstbewusstsein braucht man weder im Mittelpunkt des Interesses zu stehen noch wird man rot. Das ist das eine Thema. Und das zweite ist die Autorität des Vaters. Wenn der Vater es sagt, so muss es stimmen. Es ist interessant, wie Sapper nun die Mutter sich aus dem Konflikt ziehen lässt, der darin besteht einerseits sagen zu müssen, dass es nicht stimmt, was der Vater gesagt hat, andererseits nicht seine Autorität in Frage zu stellen. Sapper löst dies so:

„Ja, ja, das geht freilich dich an“, sagte die Mutter, nachdem sie gelesen hatte, „am 1. März müssen wir dich zur Schule anmelden!“ „Nun, glaubst du’s jetzt?“, fragte der Vater. „Nicht wahr, da steht’s deutlich, insbesondere auch den Eltern von Gretchen Reinwald“ Die Mutter lachte. „Unsern Namen kann ich gerade nicht sehen, aber jedenfalls gehört Gretchen Reinwald zu den Kindern, die da gemeint sind.“

Die Mutter lacht und relativiert die Aussage des Vaters. Wenn sie sagt „unsern Namen kann ich gerade nicht sehen“, dann kann das auch heißen, ein andermal schon, oder wenn ich mehr Zeit hätte. Dies gibt dem Kind die Möglichkeit, eine eigene Position zu finden: „Gelt, Vater ganz wahr ist’s doch nicht gewesen, das hab’ ich dir gleich angesehen!“ Auf diese Weise kann Gretchen auch ihre eigene Widersprüchlichkeit erklären. Dann wird deutlich, dass die gesamte Diskussion ein anderes Ziel hatte. Der Vater sagt nun: „Sieh, darum ist’s gut, wenn du bald selbst lesen lernst, dann kann man dich gar nimmer anführen.“ Es geht also um das Lesen lernen und Gretchen wird mehr Autonomie versprochen, wenn sie selbst lesen kann.

Wir haben diesen ersten Abschnitt des ersten Kapitels ausführlich dargestellt, um das Ineinander der Perspektiven deutlich zu machen. Dem Kind, dem das Buch vorgelesen wird, wird vermittelt, dass es gut ist, lesen lernen zu wollen. Und dem Elternteil, das vorliest, wird gezeigt, wie man ein Kind „klug fördert“ – so Bettinna Hurrelmann. Das Buch ist Fiktion und will Einfluss auf die Realität nehmen. Die Ausgestaltung der Fiktion ist allerdings von der Realität abhängig. Es gibt zeitlose Probleme, wie die des Verhältnisses zwischen Vater und Mutter und es gibt zeitgebundene Vorstellungen, wie die des Kindes, das rot werden soll, wenn sein Name genannt wird. Und es gibt schließlich, so bräuchte man dieses Buch nicht, einen Prozess der Modernisierung. „Das erste Schuljahr“ von Agnes Sapper drängt Eltern zu einer für die damalige Zeit sicher fortschrittlichen Sicht von Erziehung und Unterricht. Das, wenn auch leise Infragestellen von Autorität, wie es bereits unmittelbar am Beginn des Buches geschieht, ist sicher dafür ein Beispiel. Es bleibt die Widersprüchlichkeit und von daher die spannende Frage, in welche Richtung sie jeweils aufgelöst wird. So hält es Agnes Sapper für wichtig darauf hinzuweisen, dass in der Schule, die Gretchen besucht, „Jungen und Mädchen beisammen“ waren. Ihre Begründung nimmt dann allerdings wieder einen Teil der Fortschrittlichkeit zurück: Jungen und Mädchen wurden zusammen unterrichtet, weil es in dem kleinen Ort die einzige Schule war. Später, in der großen Stadt, wird Gretel eine Mädchenschule besuchen.

Wir schauen nun auf Gretchen als Schülerin.

Im Unterschied zu heute, sind Schule und Elternhaus getrennt gedacht. Der Gang zur Schule, so die Mutter, „ist ein wichtiger Gang, zu dem muss man sich auch ordentlich herrichten“. (9) Gretchens Mantel wird noch einmal gebürstet und sie blieb „ganz sittsam an der Hand“. Nun ist Gretchen ein lebhaftes Kind und eines, wie wir schon wissen, mit einer eigenen Meinung. Mit ihr, so die nächste Szene, kommen die Kinder der Wäscherin der Familie und des Holzhackers auch zur Schule. Sapper lässt Gretchen sagen: „Das ist fein, dass ich so viele gute Bekannte treffe“ und weiter lässt Sapper Gretchen finden, dass es ganz natürlich, wenn

Franz, der Sohn des Holzhackers auf sie herabblickt, weil er schon angemeldet ist, sie aber nicht.

Hier schlägt Sapper einen Grundton an, der das ganze Buch durchzieht und außerordentlich spannend ist. Es geht um das Verhältnis zwischen den sozialen Schichten. Die Eltern und Gretchen sind ausgesprochen sozial; sie helfen ärmeren Menschen und was wichtiger ist, halten sie für fähig und für sozial integrierbar, wenn sie sich denn anstrengen. Eine wichtige Person, an der diese Vorstellung dargestellt wird, ist Hans, der Sohn des Schäfers. Wir werden darauf zurückkommen.

Die Schule stellt sich als Institution dar. Es gibt ein großes Schulzimmer, einen älteren Mann am Katheder. Gretchen wusste es schon, das war Herr Baumann, der Schullehrer. Neben ihm ein junger Mann, der schreibt. Herr Baumann ist freundlich, scheint die Mutter zu kennen und fragt Grete nach ihrem Namen:

„Gretchen“ antwortete sie. Herr Baumann wendet sich an den jungen Mann und sagt „Schreiben Sie Margarete Reinwald.“ Dann fragt er, wann Gretchen geboren ist. Sie antwortet: „An meinem Geburtstag“.

1894 wurde von einem Kind nicht erwartet, dass es das Datum seiner Geburt kennt und auch nicht seinen amtlichen Geburtsnamen. Nun kann man sicher unterstellen, dass Gretchen schon Geburtstage gefeiert hat. Hätte ein anderes Kind sie gefragt, wann sie denn Geburtstag habe, hätte sie es wahrscheinlich gewusst oder die daneben stehende Mutter gefragt. Von daher liest sich die Szene noch anders. 1894 hat man nicht von Kindern erwartet, dass sie eindeutig unterscheiden können zwischen privater und amtlicher und damit öffentlicher Sprache. 20 Jahre später wiederholt Ury die Szene in dem Buch „Nesthäkchen“. Die Lehrerin fragt das Kind nach dem Namen des Vaters. „Der heißt Vater“. Die Kleine sah das Fräulein treuherzig an. „Ja, aber er muß doch noch einen anderen Namen haben?“ Nesthäkchen dachte nach. „Freilich, Mutti nennt ihn Edchen, und manchmal auch mein Bester, aber Hanne und Frieda sagen Herr Doktor“, rief sie voll Stolz. Da lachte das Fräulein, und alle Kinder lachten mit, ohne eigentlich zu wissen, warum.“ (U 9)

Es gibt allerdings eine Entwicklung in den zwanzig Jahren. Bei Gretchen gibt die Mutter schnell und stillschweigend die richtigen Informationen, weil es schnell gehen sollte. Mehr wird von diesem Vorfall nicht berichtet. Bei Annemarie ist dies anders. Mit der gleichen Naivität, wie sie die Frage in der Schule beantwortet hat, erzählt sie die Szene auch zu Hause. Das veranlasst die Mutter zu der Lehre: „Wenn du wieder einmal danach gefragt wirst, Lotte, dann sagst du, dein Vater heißt Doktor Braun“. (U 15).

Die Formulierung der Mutter zielt auf die amtliche Sprache.

Wir wissen nicht, ob die Kinder der oberen Mittelschicht damals ihren Geburtstag kannten und den amtlichen Namen des Vaters oder nicht. Wir schreiben nicht über die damalige Realität und das können wir auch nicht. Was wir aber sagen können ist, dass in einem einschlägigen Buch Kindern wie Erwachsenen mitgeteilt wird, dass man es nicht zu wissen braucht, wenn man noch kein Schulkind ist.

Der junge Lehrer für die „Kleinen“, Herr Stein, vertritt auch sprachlich die Institution. Er sagt zu Gretchen: „Am 10. April morgens um neun Uhr hast du zum ersten Mal zu mir zu kommen.“

Die Bedeutung der Herrschaftssprache ist bei Gretchen aber nicht angekommen. Kurz vor dem ersten Schultag denkt sie sich aus wo und neben wem sie in der Klasse sitzen möchte. Der Vater reagiert: „so wird’s; sowie du in die Schule kommst, sagt der Lehrer: „Bitte Fräulein Gretchen, suchen Sie sich den besten Platz aus, und befehlen Sie, wer neben ihnen sitzen soll.“ Gretchen verstand gleich, was der Vater meinte. Und der fährt fort: „Nein, mein Kind“, sagte der Vater, und er sah nun ganz ernst aus, „in der Schule darf man weder sitzen noch stehen, weder kommen noch gehen, wie man will, sondern man muss sich

immerfort und in allem nach dem Lehrer richten. Merke du dir das recht, dann wirst du eine glückliche Schulzeit haben;“ (S 18).

Tatsächlich fragt der junge Lehrer Stein nicht im geringsten danach, wo die Kinder sitzen wollen. Er fragt nach ihrem Namen und setzt sie dem Alphabet entsprechend auf die Bänke: Franz Abenheim ganz vorn und Johannes Zaiserling, der Sohn des Schäfers ganz hinten. Und nach Geschlechtern getrennt. Auch Gretchen muss ziemlich weit hinten Platz nehmen. Aber: „Der Lehrer führte sie selbst an ihren Platz und sagte freundlich zu ihr: „Nur munter, du wirst bald weiter hinaufkommen.“ Man kann fragen, woher der Lehrer dies wusste. Dem Leser war es schon vorher nahe gebracht worden. Lene, die Haushälterin der Reinwalds sagte vor sich hin als sie aus dem Fenster blickend das Kind auf dem Weg erst in die Kirche, dann in die Schule sah: „Es ist ein großes Kind, unser Gretchen, und ein schönes Kind und ein gescheites Kind, es werden nicht viele solcher in die Schule kommen. Gewiss wird sie die Erste.“ (S 18).

Das wird auch so kommen, aber nicht deshalb, wie Bettina Hurrelmann schreibt, weil sie nach ihrer Leistung und in sozialer Hinsicht zu den Besten gehört. Nein, schon am Tag der Einschulung verspricht ihr der junge Lehrer, dass sie bald zu den guten Schülerinnen gehören wird. Von ihrer Leistung weiß er nur, dass sie ihr Geburtsdatum nicht kannte. Es dauerte ungefähr 14 Schultage, dann saß Gretchen auf dem Platz, der ihr zustand, neben der Tochter des Apothekers. Dafür musste ein Mädchen, dessen Namen man nicht erfährt, die ihre Buchstaben aber so liederlich geschrieben hat, dass sie es nicht verdient hat, so weit vorne zu sitzen sich auf Gretchens Platz setzen.

Nach damaligem Verständnis ist der Zusammenhang von sozialem Status und Leistung einfach selbstverständlich. Und es gehört zu dem Gesellschaftsbild der Zeit, dass es die Haushälterin ist, die Gretchen auf der Siegetreppe sieht. Denn so schreibt Sapper über Lenes Gedanken: „Mit diesem stolzen Gefühl verließ Lene das Fenster.“ Nicht alle dieses Buch vorlesenden Eltern werden gehobene Beamte gewesen sein. Sie können aus dem Text lernen, dass die Untergebenen stolz auf ihre Herrschaft sein können, dass die so gut sind, wie sie selbst nie werden können. Kurz: Das Buch zementiert die damals herrschende Klassengesellschaft. Dies wird mehr als deutlich. Sapper nutzt die Sitzordnung der Schulanfänger um die Differenz zwischen den Klassen zu veranschaulichen. Die Tatsache, dass Gretchen nun hinten sitzt und nicht als Beste vorne, regte Lene auf: „... das muss ein ganz verkehrter Lehrer sein, der so etwas tun kann, wenn der was Rechtes wäre, so hätte er auf den ersten Blick gesehen, dass unser Gretchen vorn hingehört.“ (S 25). Die systematische Erklärung von Frau Reinwald, dass es nun mal nach dem Alphabet gegangen sei und nicht nach der Leistung, wird von Lene nicht verstanden. Sie verwechselt den Einzelfall, also ihre eigenen Erfahrungen, mit der allgemeinen Regel. Der Bürstenmacher Zahn habe doch acht Kinder und der Kaufmann Ulrich ein ganzes Rudel Mädchen ist ihr Argument dafür, dass es nicht mit rechten Dingen zugehen könne, wenn nach dem Buchstaben „R“ noch 8 Buchstaben kämen, aber nur 4 Kinder hinter Gretchen sitzen würden. Sapper macht deutlich, dass Lene zwar weiß, dass keines der Kinder von Ulrich oder Zahn gerade eingeschult wurde, dass aber dieses Wissen nichts an dem Zorn Lenes ändert. Mit anderen Worten: Es ist ein Merkmal der unteren Schicht, nicht nach dem Verstand, sondern nach dem Gefühl zu urteilen. Im Kontrast dazu wird Gretchen erzogen. Es gibt dafür eine sich über mehrere Seiten erstreckende Erzählung, deren Voraussetzung in dem besteht, was Bettina Hurrelmann „heterogene Klasse“ nennt. Es gibt arme und reiche Kinder. Hans, der Sohn des Schäfers ist ein armes Kind und Luise auch.

Nach acht Schultagen ist Luisens Tafel zersprungen und der Lehrer schimpft. Die Eltern Luisens haben kein Geld ihr eine neue Tafel zu kaufen. Und dies verleitet Gretchen dazu, Luise ihre eigene Tafel zu schenken, mit der Bemerkung „... wir haben Geld, wir können eine neue kaufen.“ Luise ist glücklich, aber dann fällt Gretchen ein, dass sie ein wichtiges Versprechen

gebrochen hat, dass sie ihrer Mutter gab. Bevor sie etwas verschenken würde, so hatte sie versprochen, würde sie ihre Mutter fragen. Im Konflikt lässt sie sich die Tafel noch einmal zurückgeben und verspricht, sie Luise wieder zu bringen. Nun geht das Gespräch zu Hause schief. Gretchen kommt zu spät und reagiert ungehalten auf die erste, noch relative vorsichtige Ablehnung des Verschenkens durch die Mutter:

„O Mutter, lass mich's doch“, sagte Gretchen gleich so stürmisch und dringend, dass der Vater ärgerlich rief: „Was soll denn das wieder für eine Torheit sein! Seine Schultafel, die man selbst braucht, verschenkt man nicht, davon kann keine Rede sein.“ Gretchen war so bestürzt, dass sie in Tränen ausbrach, was bei ihr nur selten vorkam, denn schon als ganz kleines Mädchen war sie immer hinausgeschickt worden, wenn sie weinte, und so sagte der Vater auch jetzt: „Geweint wird draußen, das weißt du. Willst du im Zimmer bleiben, so sei still.“

Deutlicher kann man die Orientierung am Verstand statt am Gefühl kaum formulieren. Im weiteren beschreibt die Autorin dann auch wie Mutter und Vater das Kind in diese Richtung erziehen. Der Konflikt scheint unauflösbar. In ihrer Not beichtet Gretchen der Mutter, dass sie die Tafel bereits verschenkt habe. Nun geht es darum, eine Lösung für das Problem zu finden, dass Luise geholfen werden muss, was die Mutter findet und der Vater umgestimmt ohne dass seine Autorität in Frage gestellt wird. Die Lösung ist erstens Übernahme von Verantwortung. Gretchen möchte, dass die Mutter mit dem Vater redet. Die Antwort: „Nein, Kind, das ist nicht meine Sache, das musst du tun, denn du hast die Sache ungeschickt gemacht und musst sie wieder zurechtbringen.“ (S. 37) Und zweitens besteht die Lösung in Kommunikation; genauer gesagt, in der Fähigkeit, das eigene Anliegen so vorzubringen, dass die Autoritätsperson dadurch nicht in Frage gestellt, sondern in ihrer Autorität gestärkt wird. Eine der wesentlichen Merkmale dieses Gespräches gibt die Mutter dem Kind vor: „Wenn du recht bescheiden zu ihm gehst und fragst, ob du ihm etwas erzählen dürftest, so wird er dich schon anhören.“ (S. 37) Am Ende lässt sich der Vater von der „rührend“ erzählten Geschichte erweichen und Luise bekommt neben einer neuen Tafel auch noch eine Schürze und einen Apfel. Wir werden darauf zurückkommen, denn eine „rührend“ erzählte Geschichte ist eine emotionale Geschichte und es stellt sich die Frage, wann Gefühle erlaubt sind und wann nicht.

Die Schule ist nach heutigem Verständnis autoritär. Man darf nur sprechen, wenn man gefragt wird; es wird kommandiert; es wird auf die Sprache geachtet: „In der Schule sagt man nicht Jo, das sagt man Ja.“ (S. 20) Dafür lassen sich viele Beispiele finden. Eines, das heute bei der Diskussion um Lesen- und Schreibenlernen und um Rechtschreibung leicht unterschlagen wird. Eine der wenigen Hinweise auf Unterrichtsinhalte beziehen sich auf das Schreiben lernen: „Die Kinder mussten nun ihre Tafeln nehmen und gerade Striche machen lernen; dies war schon eine ernste Arbeit...“ (S. 22)

Kein moderner Schulanfänger wird wie seine Ururgroßeltern wochenlang damit getriezt gerade Striche zu schreiben. Die Begründung dafür, warum dies heute keinem Lehrer mehr einfallen würde, hat vermutlich gar nichts mit pädagogischen Theorien über Schreibenlernen zu tun. Damals nicht und heute auch nicht. Die Aufgabe, gerade Striche zu schreiben, sollte einfach disziplinieren. Die Disziplinierung, die die Schule vornimmt, geschieht nicht in erster Linie durch Anweisungen, sondern durch Aufgaben. Der ehemalige Arbeitsminister Norbert Blühm hat dies einmal in die Formel gebracht „Feilen erzieht“. Gemeint waren die Lehrlinge im Metallhandwerk, die tagelang und wochenlang damit beschäftigt wurden aus einem Stück Metall einen Würfel mit gleichen und geraden Seiten zu feilen. Richtig hätte es allerdings heißen müssen: „Feilen diszipliniert“. Die Ursache für die beschreibbare grundlegende Veränderung der Rechtschreibmethode begründet sich, wie gesagt, nicht didaktisch, sondern pädagogisch. Die heutige Erwachsenenwelt hat ein anderes Verständnis von Disziplin und Disziplinierung als die Erwachsenen Ende des 19. Jahrhunderts.

Nun kann man auch sagen, dass die tausenden von geraden Strichen zu einer schönen Handschrift führten; dass gerade Striche schreiben, fast so etwas sein kann, wie eine Meditation, es entschleunigt jedenfalls. Das sagen auf jeden Fall jene Erwachsenen, die beginnen chinesische Kalligraphie zu lernen. Aus dieser Perspektive hat der moderne Verzicht auf die geraden Striche auch weniger mit einem anderen Verständnis mit Disziplin zu tun und mehr mit einem anderen Verständnis von Zeit und Effektivität. Aus moderner Sicht wird mit einer Aufgabe, die nicht schnell zum Ziel führt, Zeit verschleudert. Und Zeit haben Kinder heute weniger als früher. Das dann doch von den Erwachsenen über die schlechte Handschrift, mangelnde Disziplin und überflüssige Rechtschreibfehler der jetzigen Kindergeneration gemeckert wird, ist von daher heuchlerisch.

Interessanter finden wir jene Stellen, in denen die Möglichkeiten und Grenzen der Disziplinierung aufscheinen. Gleich am ersten Schultag gibt es einige solcher Probleme. In dem einen Fall ist der Lehrer eindeutig. Artur, der Sohn des Doktors, erklärt: „Ich gehe jetzt heim“ und lässt sich nicht beirren und geht zur Tür. „Ehe er sich versah, war der Lehrer neben ihm, hob ihn mitsamt seinem Ranzen hoch in die Luft und über die Köpfe der anderen hinweg wieder an seinen Platz.“ Der Lehrer macht Artur hier klein, weil auch ein Vorschulkind wissen kann, dass man als Schulkind nicht einfach kommen und gehen kann, wie man möchte.

Anders ist die Situation, in die Gretchen verwickelt wird. Zu dem, was die Kinder in der ersten Stunde lernen sollte gehörte das Wissen um ihren Platz. Nach der Pause sollten sie allein dort hin gehen können. Ein Kind, Emilie, findet ihren Platz nicht und steht verlegen vor der Klasse. Gretchen will aufstehen und ihr helfen. Der Lehrer klopft mit dem Lineal auf das Pult und ruft laut: „Jedes bleibt an seinem Platz“ (S 22). Gretchen aber lässt sich nicht einschüchtern: „Ich gehe gleich wieder hinein“, antwortete Gretchen harmlos, huschte schnell zu Emilie hin und führte sie an ihre Bank. Der Lehrer hatte begriffen, warum Gretchen nicht augenblicklich folgte, und ließ sie gewähren.“ (S 22).

Dies ist ein wichtiger durchgehender Strang in dem Buch. Sapper plädiert für Hilfe für die Armen, wobei Gretchen im Laufe des ersten Schuljahres lernen muss, wann man seine Sachen einfach verschenken kann und wann nicht. Dieses Helfermotiv kollidiert nun in der Schule mit der Autorität des Lehrers. Sapper lässt den Lehrer einlenken und nicht auf seiner Anordnung bestehen und macht man damit deutlich, dass Helfen manchmal wichtiger sein kann als Gehorchen.

Zu einem großen Konflikt und zu einer interessanten Konfliktlösung kommt es in der Großstadt, in der der Vater nun arbeitet und wo Gretchen eine Mädchenschule besucht. Die Lehrerin, Fräulein von Zimmern, macht den Unterschied zwischen Volksschule und Mädchenschule von Beginn an deutlich. Gretchen kommt etwas zu spät in die Klasse und gibt damit der Lehrerin einen Anlass, ihr von einer anderen Schülerin zeigen zu lassen, wie man anständig grüßt. Dies war in dem Buch auch bisher schon Thema gewesen. Aber da waren es die Kinder der einfachen Menschen, die nicht gelernt hatten, danke zu sagen oder bei der Begrüßung die rechte und nicht die linke Hand zu nehmen. Die Mädchenschule macht nun ernst mit der Erziehung zur besseren Gesellschaft durch Abgrenzung. Sapper beschreibt die Situation, um sie zu kritisieren. Der Ton wird beim Abschied aus dem kleinen Ort gesetzt. Die Möbelpacker sagen zu den neugierig herumstehenden Kindern „Macht, dass ihr weiterkommt, ihr Gassenkinder“. Gretchen entgegnet entrüstet: „Das sind keine Gassenkinder, das sind alles meine Freunde und Freundinnen!“ Erstaunt sah sie der Mann an. „Eine saubere Freundschaft hat das kleine Fräulein, murmelte er ...“ (S 91). Aus der Volksschule ist in der Stadt nun eine bürgerliche Schule geworden, erkennbar am Verhalten der Kinder: „Die Schülerin, die auf dem ersten Platz saß, erhob sich, ging zur Tür hinaus, kam dann leisen Schritts auf Fräulein von Zimmern zu, machte eine kleine Verbeugung und sagte: Guten Morgen, Fräulein von Zimmern. Auch in der Folge wird Fräulein von Zimmern nicht nur als autoritär vorgestellt.

Ihr entscheidender Zug besteht darin, erst zu bewerten und dann zu beobachten. Anders gesagt. Bei ihr herrschen nicht nur lautlose Stille, werden nicht nur schlechte Noten für eine geflüsterte Botschaft vergeben, sie würdigt Gretchen herab, weil sie vom Land kommt und eben aus einer Volksschule. In der Schilderung dieser Lehrerin versteckt Sapper reformpädagogische Ideen. Der Stille in der Klasse folgt in der Pause die Ausgelassenheit der Kinder. Mit anderen Worten, der Drill der Lehrerin ist nicht in der Lage, die Fröhlichkeit der Kinder zu zerstören. Sie kann sie nur unterdrücken. Zu dem Bild von Fräulein von Zimmern gehört Sappers Satz: „Fräulein von Zimmern zankte nie“ (S. 104) Vermutlich, weil es unter ihre Würde war, sicher auch, weil sie eine gewisse Gleichgültigkeit an den Tag legte. Zu dem Bild dieser Lehrerin gehört aber auch, dass sie – zumindest ein wenig – in der Lage ist, ihre Vorurteile zu korrigieren und dass die Mädchen sie gern haben. So sagt Hermine, eine Mitschülerin: „O doch, ganz gewiss, ich habe sie sehr gern!“ „Ich nicht, mir kommt sie streng vor.“ „Ja, anfangs ist mir’s auch so gegangen, aber jetzt habe ich sie lieb, obwohl sie streng ist, denn sie ist so gerecht gegen die eine wie die andere, und nie ist sie zornig oder schlechter Laune, du wirst sie ganz gewiss auch leiden mögen.“ (S. 111f)

Ein ganz anderes Bild wird von der Handarbeitslehrerin gezeichnet, Frau Klingenstein, die Hermine nicht leiden kann. Nun begrüßt Frau Klingenstein Gretchen sehr freundlich: „Nun, wir wollen gut Freund sein, nicht wahr?“ (S. 113) Das ist vielleicht auch nötig, denn zu den wenigen Problemen, die Gretchen hat, gehört, dass sie nicht stricken kann. Das bemerkt auch die Lehrerin und wird zunehmend ungehaltener. Dann geschieht eine merkwürdige Geschichte. Einem Mädchen, das sehr gut stricken kann, wird die begonnene Arbeit zerstört und Gretchen gerät in Verdacht, weil sie zur fraglichen Zeit auf der Treppe war. Gretchen war es nicht und streitet alles ab. Nun stellt sich die Frage, ob man Gretchen trauen kann. Fräulein Klingenstein unterstellt Gretchen Verlogenheit, Fräulein von Zimmern glaubt ihr: „Das Kind macht einen so durchaus wahrhaftigen Eindruck, dass ich ihm ein solches hartnäckiges Leugnen nicht zutrauen kann“ (S. 136) Tatsächlich, so erfährt der Leser später, hat das kleine Kind der Putzfrau den Arbeitskorb des Mädchens an sich genommen. Bestraft wird die Handarbeitslehrerin, denn sie hatte entgegen der Anweisung, nichts von dem Vorfall zu erzählen, außerhalb der Schule davon berichtet. Sie verliert ihre Stellung an dieser Schule.

Wir nehmen diese Erzählung zum Anlass, um der Frage nachzugehen, warum dieses Buch aus dem Jahre 1894 im Jahre 2006 im Zeitverlag Gerd Bucerius wieder neu aufgelegt und den Zeitlesern empfohlen wurde. Dazu gibt es eine Begründung von Sabine Rückert. Auf der homepage der Zeit erfährt man, dass sie 1961 geboren ist und jetzt, 2014, stellvertretende Chefredakteurin der Zeit ist.

Die ist zunächst persönlich und damit nicht bestreitbar: „Als ich selbst klein war, ist „Das erste Schuljahr“ eines meiner Lieblingsbücher gewesen, und heute gehört es zu den Lieblingsbüchern meiner Tochter.“ (S. 169). Was ihr an dem Buch nicht gefällt und worüber sie dann mit ihrer Tochter spricht, das nennt sie „pädagogische Altertümlichkeiten“: „So ist es nach unserem Verständnis ein erzieherischer Unfug, die Sitzordnung in der Klasse von den Leistungen der Kinder abhängig zu machen oder Kinder, die weinen, aus dem Raum zu schicken.“. Insgesamt aber gefällt ihr das Buch eben so sehr, dass sie die darin enthaltenen Leitbilder eben auch ihrem Kind und den Eltern unter den Zeitlesern vermitteln möchte. Wir nennen und zitieren einige ihrer zentralen positiven Leitbilder.

- Der Umgangston, der in Gretchens Familie herrscht ist herzlich.
- Die Schilderung des Lebens jener Kinder, die im Unterschied zu Gretchen arm sind. Dazu gehört, dass in dem Buch zum Teil ausführlich beschrieben wird, wie sich einzelne Lehrer den Kindern annehmen, um ihnen eine bessere Zukunft zu ermöglichen. Rückert schreibt:

„Lehrer zu sein ist der wichtigste Beruf der Welt – das wird bei der Lektüre deutlich.“ (S 170).

- Rückert gefällt der humane Ansatz des Buches: „Die Autorin muss eine humane und von tiefer Frömmigkeit beseelte Frau gewesen sein, denn diese Haltung erfüllt das ganze Kinderbuch. Ein ungeheures Vertrauen in den guten Kern der Menschen wird spürbar. Aus jedem Kind – das ist Sappers Botschaft – kann auch unter den schlechtesten Bedingungen etwas werden, wenn es nur jemanden gibt, der sich ihm zuwendet und an es glaubt“. (S. 172)
- Rückert gefällt, dass wenig zu merken sei von Drill und Qual, dass „keine Untertanen erzogen (werden), sondern anständige Menschen mit einem Gewissen und der Fähigkeit zum Mitleid. Sie schreibt ausdrücklich: „Vermutlich hat sie sich mit diesem Entwurf gegen die Pädagogik ihrer eigenen Zeit gewandt, jedenfalls ist ihr eine Vision von Schule gelungen, die in großen Zügen bis heute gilt.“ (S. 172)
- „Kein Kind“, schreibt Rückert, „wird geschlagen oder eingesperrt“. Es gehe in der Schule zwar streng zu, aber nicht grausam.
- Die Entlassung der Handarbeitslehrerin wird von ihr gedeutet als Durchsetzung von Gerechtigkeit. Deshalb, so Rückert, wird die Lehrerin entlassen, die ein Kind zu Unrecht verdächtigt hat: „Die Prämisse der energischen Schuldirektorin Fräulein von Zimmern ist nicht die maximale Unterwerfung der Kinder, sondern maximale Integrität des Lehrkörpers. Die Direktorin ist so gerecht, dass sie sogar jene Lehrerin, die Gretchen zu Unrecht verdächtigt, aus ihrem Institut entlässt“! (S 172)

Wir müssen hier erinnern an unser Vorhaben, auf jene Vorstellungen zu verweisen, die fast unbemerkt immer dann ins Feld geführt werden, wenn es um Schüler und Kinder geht. Hier liegt die Frage nahe, was eine Redakteurin einer Bildungszeitschrift im Jahre 2006 dazu gebracht haben mag, ein Bild einer Schule aus dem Jahre 1894 als positive Vision zu lesen. Sicher, in dem Buch wird nicht geschlagen und es wird auch kein Kind eingesperrt. Genügt dies? Es irritiert auch, wenn Rücker schreibt „streng, aber nicht grausam“. Die in Deutschland übliche Floskel lautete: „streng aber liebevoll“. Nun kann sie dies nicht schreiben, denn keine der in dem Buch beschriebenen Lehrer geht streng aber liebevoll mit den Kindern um. Sicher, es gibt viele Erzählungen, Romane und Dramen aus der Jahrhundertwende, in denen den jugendlichen Helden mehr oder wenig grausam mitgespielt wird. Heinrich und Thomas Mann, Robert Musil und viele andere haben die Unmenschlichkeit eines bürokratischen Schulsystems im Umgang mit Jugendlichen geschildert. Der Kernkonflikt war aber fast immer ein Pubertätsthema. Bei Agnes Sappers Buch handelt es sich um ein Grundschulkind. Reicht also die Abwesenheit von Grausamkeit in der Grundschule aus, um ein positives Bild zu zeichnen?

Wir haben den Eindruck, dass Sabine Rückert mit jenem Bild urteilt, dass weitgehend typisch für die Grundschule ist. Sie vergisst, dass auch die Grundschule eine gesellschaftliche Einrichtung ist. Eine Einrichtung, in der Kinder nicht nur schreiben, lesen und rechnen lernen, sondern auch, welche Macht und Herrschaft angemessen ist. Weil Grundschul Kinder so klein sind, so glauben wir, verwechselt Sabine Rückert das Private mit dem Gesellschaftlichen. Wir wollen dies an wenigen Beispielen zeigen.

Wir würden nicht sagen, dass die Handarbeitslehrerin entlassen worden ist, weil sie ein Kind in nicht gerechtfertigter Weise verdächtigt hat. Sie ist vermutlich entlassen worden, weil sie den Ruf des angesehenen Beamten Reinwald geschädigt hat. Die Großstadtschule, die Gretchen nun besucht, ist eine Privatschule: „Töchterinstitut von Fräulein von Zimmern“ stand an dem Haus angeschrieben, in das nun Herr Reinwald eintrat.“ (S. 94). Vom Unterricht erfährt man wenig, außer eben Lesen, Handarbeiten und Geographie. Berichtet wird von den beiden genannten Lehrern und dem Pfarrer, sonst erfährt man nichts. Das „Töchterinstitut“ ist

keine sogenannte „höhere Töchterschule“. Hier irrte Sapper oder war sehr fortschrittlich. Im niederen Schulwesen, der heutigen Grundschule, gab es zum Teil koedukative Schulen, zum Teil nach Jungen und Mädchen getrennt. Gymnasien, versehen mit dem Recht des Zuganges zu einem Studium, gab es für Jungen. In den „Höheren Töchterschulen“ wurden keine Berechtigungen zum Studium vergeben. Ihre Aufgabe bestand darin, den Mädchen eine Bildung zu vermitteln, die sich, an der Seite ihres Mannes, ihn nicht blamiert. Da Sapper eine ältere Schülerin auftreten lässt, die zu Gretchen sagt: „Du kommst mir recht, Kleine“ beschreibt Sapper einen Schultyp, den es damals nicht gab. Die höhere Töchterschule begann erst nach dem Ende der Grundschulzeit. Die Schule ist in Sappers Buch eigentlich nur eine wenig beschriebene Folie für die Darstellung der Entwicklung und Erziehung Gretchens. Und von Gerechtigkeit kann man schon deshalb sprechen, weil man unterstellen kann, dass alle Mädchen in dieser Schule aus der gleichen Schicht kommen. Die wenigen Hinweise zum Unterricht, die das Buch gibt und die von Rücker in der Formulierung „streng aber nicht grausam“ interpretiert werden, lassen sich vermutlich durchaus emanzipatorisch lesen. Die Strenge der Lehrerin, die Erwähnung des Faches Geographie und die Tatsache, dass Gretchen erst mühsam stricken lernt, folgen einem Erziehungsbild für Mädchen, die sie als ordentliche und strukturierte Verwalterinnen eines bürgerlichen Haushaltes sieht. Insofern war Sapper für ihre Zeit sicher modern. Von Selbstbestimmung der Mädchen kann allerdings keine Rede sein. Denn unverbrüchlicher Garant der vorhandenen Ordnung ist der Pfarrer, den Gretchen sehr mag und der seine Aufgabe wie folgt beschreibt:

„Der Mann will euch vom lieben Gott erzählen, er will euch helfen, dass ihr recht fest in eurem Christenglauben werdet, und will euer Herz mit Liebe zu Gott erfüllen, damit ihr auch untereinander recht liebevoll seid. Das will der Mann. Willst du dies alles bei ihm lernen?“ Ja, o ja!“ rief Gretchen und sah mit innigem Vertrauen zu dem Mann auf, der schon ihr ganzes Herz gewonnen hatte.“ (S. 110). Darum geht es: das ganze Herz zu gewinnen.

Danach richtet sich auch Fräulein von Zimmern. Das wird deutlich an den Kriterien, nach denen sie die Kinder beurteilt. Sie werden dreimal im Jahr entsprechend ihrer Leistung in eine Rangreihe gesetzt. Nach kurzer Zeit schafft es Gretchen auf Platz 4 und darf ihrem Vater ausrichten, dass sich Fräulein von Zimmer darüber freue, dass sich Gretchen so rasch eingearbeitet habe. Otilie, ein Mädchen mit dem sich Gretchen nicht gut versteht kommt auf Platz 6 mit der folgenden Begründung: „Du solltest nicht so weit hinten sitzen, Kind; das Lernen wird dir ja so leicht. Die schlechten Noten wegen deines oft unerfreulichen Betragens gegen deine Mitschülerinnen haben dich so zurückgebracht; gib dir Mühe, dass du dich wieder hinaufarbeitest.“ (S. 154). Man kann vermuten, dass Otilie ihr unsympathisches Verhalten zwei Plätze gekostet hat – mehr nicht. Das ist kein Widerspruch zu der Eroberung der Herzen. Otilie ist – wie die Leiterin der Schule – aus einem gute Hause, nämlich adlig. Am interessantesten ist die Beurteilung eines Kindes, dessen Name nicht genannt wird. Es ist die letzte und war dies auch bisher: „Du bist wieder die Letzte geworden, mein Kind, aber glaube nicht, dass ich dir das zum Vorwurf mache. Das Lernen wird dir schwer, weil du krank bist und dein Kopf schwach ist. Dafür kannst du nichts; dein Betragen war gut, ich bin zufrieden mit dir.“ (S.154) Drückt sich darin das Vertrauen in den guten Kern eines Menschen aus oder wird hier die These formuliert: Wer schon nicht pfiffig ist, soll nett sein. Man kann es drehen, wie man möchte, Agnes Sapper kann nicht gelingen, was auch in der Zeit nicht gelingen konnte in der sie lebte. Nämlich gleichzeitig von den Mädchen Vernunft, Ordnung und keine Tränen zu verlangen und gleichzeitig Nähe und Wärme und Liebreiz. Relativ eindeutig ist eine andere Botschaft der Schulleiterin bei der Ausgabe der Zeugnisse und der Vergabe der Rangplätze: „Ich werde die Erste vorrufen, sie wird dann ihr Zeugnis in Empfang nehmen, sich bedanken und sich an den ersten Platz setzen und dann die Zweite usw. Tränen will ich nicht sehen, wer Unzufriedenheit mit seinem Platz zeigt, erhält gleich wieder die erste schlechte Note fürs nächste Zeugnis.“ (S. 153)

Die Soziologen nennen diesen Aspekt von Schule „Legitimationsfunktion“. Gemeint ist damit, dass die Schule die Aufgabe hat, die bestehende Verteilung von Chancen, Macht, Einfluss und Reichtum als gerecht, als von Gott oder Natur gegeben erscheinen zu lassen. War es das, was Frau Rückert zwei Jahre vor der Finanzkrise so begeistert hat?

Tatsächlich gibt es in dem Buch zwei Kinder, denen durch einen Lehrer die Chance auf ein gutes Leben eröffnet wird. Beide sind Waisenkinder, also an ihrem Schicksal unschuldig. Eines davon lässt Saper als Kind sterben. Wir schauen uns das andere Kind an. Es ist Hans. Hans wird von Herrn Baumann, dem älteren Lehrer in einer Art Einzelunterricht gefördert. Bei der Schuleinschreibung fällt er unangenehm auf. Er ist alleine ohne Eltern zur Schule gekommen und gibt einen zerknitterten Zettel ab, den der Lehrer schlecht lesen kann. Vor dem Hintergrund, dass arme Kinder von ihren Eltern nicht in die Schule geschickt wurden, droht der Lehrer: „Dass du mir aber am 10. April in die Schule kommst! Sonst geht’s schlecht.“ (S.12). Gretchen und Hans sehen sich zufällig wieder und so erfährt der Leser von der Armut des Jungen, die Gretchen dazu verführt, ihm ihre Ostereier und weiteres mehr zu schenken. Sie mag ihn so sehr, dass sie sich wünscht zwischen ihm und der Tochter des Apothekers zu sitzen. Nun wird Hans in einem eigenen Kapitel vorgestellt: die Familie ist arm, die Mutter gestorben, der Vater als Schäfer im Sommer nicht zu Hause und die Großmutter, die den Haushalt und das Kind versorgt, ist taub. Und Hans ist stolz, in die Schule gehen zu dürfen: „Dort lag sein Schulranzen, neben den setzte er sich und fing an, mit dem Zipfel seiner Jacke daran zu reiben und zu putzen, bis das alte Leder wieder glänzte.“ (S. 28) Herausgestellt wird der unbedingte Wille zu lernen. Er übt das Wort „Ja“, weil der Lehrer gesagt hatte, es heiße „Ja“ und nicht „Jo“ und die Großmutter brachte ihm zum ersten Mal ein Abendgebet bei, das Hans auswendig lernte. Die erste Zeile lautet:

„Herr hilf, das ich als treuer Knecht
Dir dienen möge fromm und recht“ (S 29).

Einige Seiten und einige Tage weiter versteht Hans, das man in der Schule schreiben lernt und er erkennt, dass er schreibend sich mit seiner Großmutter verständigen kann. „Den ganzen Abend schrieb er, löschte es wieder aus und schrieb aufs Neue und machte so fort, bis es spät wurde. Die letzten Buchstaben aber, die auf der Tafel blieben, waren gar schön und gleichmäßig und standen in Reih und Glied untereinander wie Soldaten.“ (S. 42) Mit anderen Worten: aus Liebe zur Großmutter lernt Hans Ordnung und Unterordnung – aber nicht als Pflicht, sondern als Erfüllung.

Sein junger Lehrer traut ihm diesen Schritt aus der Bildungsferne nicht zu. „Das hast du nicht selbst geschrieben. Wer hat dir geholfen?“ und lässt ihn noch einmal eine Reihe „i“ mit einem fein gespitzten Griffel schreiben. „Wahrhaftig, du kannst’s rief der Lehrer, klopfte ihm freundlich auf die Schulter und rief: Seht, so müsst ihr’s alle lernen wie der Zaiserling. Der kann’s am besten.“ (S.44)

Was Hans am besten kann, ist die „i“ wie Soldaten stehen zu lassen.

Wieder einige Seiten und einige Wochen später sucht der Schulleiter Herr Baumann einen zweiten Schüler für einen Einzelunterricht und zwar ein „aufrichtiges, unverdorbenes Kind“ (S.57). Die Wahl fällt auf Hans, denn: „die besseren Schüler brauchen keine Stunden und die schlechteren wollen keine, sind auch meistens sonst nicht viel wert.“ (S. 57). Gretchen darf Hans zu dem Schulleiter begleiten, denn er weiß noch nicht, wie man an eine Tür anklopft. Später wird Hans lernen, nicht vor Freude über ein großes Geschenk fort zu laufen, sondern gesittet seine Dankbarkeit auszudrücken (S.86)

Hans lernt nicht nur Lesen und die Ordnung, er lernt auch die Gewohnheiten und Regeln der besseren Gesellschaft. Man sieht ihm nach, dass er sie noch nicht kennt, aber erwartet, dass er sie lernt und auch einigermaßen schnell. Das eigentlich Indiz für das gute Kind, bei dem sich die Mühe des Lehrers lohnt, ist das naive und dankbare Herz. Als Herr Baumann ihm anträgt,

sich ihm und dem anderen Waisenkind in Einzelstunden zu widmen, empfindet Hans es als ungeheure Ehre und Freude, wird dunkelrot vor Erregung, und sagt sehr deutlich: „Ich will“. Am wichtigsten aber ist: „Unter der Tür wandte sich Hans noch einmal um, sah mit leuchtenden Augen den alten Lehrer an und sagt so recht von Herzen: „Vergelt's Gott.“ (S.59) Wieder einige Seiten und einige Monate später besucht Gretchen ihre alte Schule und findet nun Hans auf dem ersten Platz sitzen (Vgl. S. 161).

Mindestens ein wenig ist das tatsächlich in dem Buch gemalte Bild der Förderung schwacher oder armer Kinder anders als Frau Rückert es wohl für sich und ihre Tochter gelesen hat. Vielleicht erklärt ein Satz aus dem Buch das Missverständnis der Zeitredakteurin. Der Vater von Hans hat die Schäferei aufgegeben und lebt nun immer zu Hause. Es gibt also mit der Großmutter eine fast vollständige Familie. Und Sapper lässt Herrn Baumann erzählen: „Es ist merkwürdig, wie der Mann glücklich ist, seit er weiß, dass sein Bub tüchtig ist (...) und ich habe es selbst gesehen, wie Vater und Sohn aneinander hängen und wie die alte Großmutter noch einmal auflebt über der Freude. Es ist rührend zu sehen, man trifft es selten so!“ (S.163) Wir denken also, dass Frau Rückert von der Rührung übermannt wurde als sie las, wie den von Gott geliebten guten Kindern, die ihnen angetanene Hilfe dazu führt, dass sie so werden, wie man selbst sein möchte – wenigstens das eigene Kind. Der Konflikt lässt sich leugnen, deshalb bedarf er der Rührung. Denn aus einer anderen Sicht hat sich Hans gerade sehr grundsätzlich von seinem Vater und seiner Großmutter distanziert. Einfach deshalb, weil Schäfer anders an die Tür klopfen müssen als höhere Beamte. In Romanen und Kinofilmen nennt man die Harmonisierung von Konflikten Kitsch.

Wir beschließen die Betrachtung dieses Buches mit der Frage, was in dem Buch von Agnes Sapper eigentlich ein gutes Kind ausmacht und damit zusammenhängend, wie es zu einem guten Kind erzogen wird.

Zunächst ist ein gutes Kind fromm. Das zeigt sich an vielen Beispielen. Und dann ist es fleißig, so wie der kleine Hans. Was aber unter Fleiß zu verstehen ist, wird an Gretchen deutlich gemacht.

Nachdem Gretchen im ersten Schuljahr nach einigen Schulwochen in die vordere Reihe gesetzt wurde lässt Sapper den Vater sagen: „Das Kind wird uns in der Schule verwöhnt, sie kommt vorwärts, ohne dass sie sich Mühe gibt“ Und die Mutter antwortet: „Ja“, sagte die Mutter, „ich hätte sie nicht so viel voraus lehren sollen, es wird ihr nun gar zu leicht, und der Lehrer ist zu nachgiebig gegen sie. Macht sie etwas flüchtig oder vergisst sie es ganz, so droht er ihr nur und straft sie nie.“ Die Mutter: „Ja, ja, es geht ihr gut; früher oder später wird sie's büßen müssen.“ (S 50f.)

Damit dies nicht geschieht, baut der Vater vor. Bei der Einschulung in die Privatschule besteht er darauf, dass Gretchen ein halbes Jahr vorrücken kann. Die Schulleiterin genehmigt dies, wobei man keine Begründung erfährt, obwohl sie davon ausgeht, dass die Kinder ihrer Schule denen auf dem Lande ein halbes Jahr voraus sind. Faktisch soll Gretchen ein Schuljahr überspringen. Der Vater nennt auf Einwände zwei Gründe:

„Nun ja, das wünsche ich eben, sie soll sich auch plagen müssen, bisher war für sie alles ein Spiel“ und

„Den Mut wird sie nicht verlieren, aber vielleicht etwas von ihrem Übermut“. (S. 95)

Man kann dies vorausplanende Erziehung nennen. Die Erwachsenen haben danach kleinen Kindern jene Zumutungen als Übung aufzugeben, die sie erst später, als Jugendliche oder Erwachsene beherrschen sollten. Wenn die Mutter von „büßen müssen“ spricht, dann meint sie Erfahrungen, die Gretchen später in der Gesellschaft machen wird. Und die Mutter

unterstellt, dass ein Mangel an Fleiß von der Gesellschaft bestraft wird und zwar unabhängig davon, ob die Leistung stimmt oder nicht. Und sie unterstellt die Bestrafung.

Das ist in zwei von drei Elementen ein hochmoderner Gedanke.

Erstens: Die Vorstellung, daß die Art und Weise, wie Kinder großgezogen werden, auf deren Persönlichkeit prägend wirkt (Rießmann in van de Loo 1993, S. 157). Das es also einen direkten Zusammenhang zwischen der Persönlichkeit des Kindes und des Erwachsenen gibt.

Zweitens: Die Vorstellung, dass die Gesellschaft ungerecht ist und man sich als einzelner dagegen wappnen muss. Dies hat Bertold Brecht sehr kurz und knapp illustriert.

Drittens: Das Fleiß wichtiger ist als Leistung – jedenfalls als Merkmal der Person. Oder anders formuliert: Die Erfahrung der Mühe der Anstrengung führt, wie der Vater wohl zutreffend weiß, zur Demut. Ob dieser christliche Gedanke der Demut heute noch bedeutend ist, vermögen wir nicht zu sagen. Goethes Spruch „Wer ewig strebend sich bemüht, den wollen wir erlösen“ (Faust II), verliert heute – so unserer Eindruck – zunehmend Anspruch auf Gültigkeit. Die Formel, der Hartz IV Empfänger begegnen, nämlich „fordern und fördern“ setzt den Willen zur Veränderung voraus, ebenso die dafür notwendige

Anstrengungsbereitschaft, beurteilt aber letztlich den Erfolg. Fleiß ohne Leistung ist wohl eher altmodisch. So altmodisch wie jemand, der einfach sparsam ist, und dafür keine ökologischen Gründe zu nennen vermag. Wir denken, dass dieses Beispiel auf eine der ganz großen Veränderungen der letzten hundert Jahre hinweist. Die Entdeckung der inneren Persönlichkeit im Sinne eines auszubildenden stabilen Kerns im Laufe des 19. Jahrhunderts war eine für das heutige Denken wichtige Voraussetzung. Sie hat sicher ihre Wurzeln unter anderem in dem Gedanken der Freiheit des Christenmenschen, der eben auch frei darin ist, von Gott abzufallen. Und dies bedeutet aus pädagogischer Sicht, ihn durch Erziehung auf den rechten Weg zu bringen. Eben deshalb ist Erziehung nötig, weil das Kind nicht von allein gut wird. Dieses Verständnis von Erziehung zielt aber wenig auf das Verhalten und sehr stark auf die Moral. Fleiß ist eine Tugend. Und tugendhaft, so hat die deutsche Philosophie herausgearbeitet, ist jemand nur dann, wenn er sich von seinem guten Verhalten und seinen guten Handlungen keinen materiellen Lohn verspricht. In Zeiten, in denen die christlichen Kirchen als moralische Instanzen stark an Bedeutung verloren haben und in Zeiten, die nicht Sparsamkeit sondern Konsum in den Vordergrund stellen, wirkt der Gedanke der Erziehung zur Tugend irgendwie fehl am Platze.

Modern dagegen sind die beiden anderen Aspekte. Brecht bringt die Erziehung eines Kindes als Grundlage für dessen gesellschaftliches Überleben in eine – auf den ersten Blick – makabre Szene. Sie stammt aus den Flüchtlingsgesprächen.

Kalle schildert darin unter anderem seinen ersten Schultag. Sie seien an der Wand aufgestellt worden, dann habe sich jeder einen Platz suchen sollen und weil ein Platz zu wenig da war, hat ein Schüler zwischen den Bänken gestanden und vom Lehrer eine Maulschelle erhalten.

Brecht läßt Kalle mit den Worten schließen:

"Das war für uns alle eine sehr gute Lehre, daß man nicht Pech haben darf".

Und Ziffel fährt fort: "Das war ein Genius von einem Lehrer".

Es wird hier kaum Eltern geben, die sich nicht vor dem Bild schütteln. Und es wird kaum Eltern geben, die nicht danach handeln, weil sie davon ausgehen (können?) dass die Welt so ist, wie sie hier dargestellt wird.

Das Genie dieses "Genius von einem Lehrer" bestand darin, mit wenigen Mitteln die Welt zu skizzieren, die die Kinder nun erwartet; darin, Schulwelt und jene Lebensrealität auf die nach Brecht die Schule vorbereiten soll, identisch werden zu lassen. Diese erste Lektion bringt die Ungerechtigkeit der Welt - von der man annehmen kann, dass sie den Kindern von der

Anschauung her bekannt ist - gewissermaßen auf den Begriff. Nur wenige erreichen ihr Ziel. Die Aufgabe "Jeder soll sich einen Platz suchen" ist für alle gleich. Weil aber ein Platz fehlt, produziert die Mangelsituation die Ungleichheit. Das ist die Aussage über die Welt. Und gleichzeitig enthält die kurze Passage eine Analyse der Schule. Die gleiche Aufgabe für alle Kinder produziert Ungleichheit, weil die Kinder verschieden sind. Die Schule ist hier die Fortsetzung der Chancenungleichheit in der Gesellschaft mit ihren Mitteln.

Unter der Überschrift „Stimmt Freud in Afrika?“ stellt Paul Riesmann unser Grundverständnis in Frage. Er erschreibt: „Es erscheint uns selbstverständlich: was in den frühen Jahren mit einem Kind geschieht, macht es zwangsläufig zu der Person, die er oder sie später ist. (...) So begreifen Eltern in allen westlichen Gesellschaften ihr Tun als von bleibendem – hoffentlich gutem – Einfluß für ihre Kinder und viele fürsorgliche und disziplinierende Maßnahmen geschehen mit diesem langfristigen Ziel im Hinterkopf.“ (Rießmann in van de Loo 1993, S. 157).

Wenn dies nun nicht stimmt? Rießmann nennt einige Langzeitstudien zur Persönlichkeitsentwicklung, die nahe legen, „daß die Persönlichkeit des Erwachsenen nicht während der frühen Kindheit geformt wird(ebd.) und behauptet, dass hier eine logische Abfolge behauptet wird, die nicht bewiesen ist. Darin können wir Rießmann zustimmen, auch wenn die Diskussion außerordentlich kontrovers und komplex ist. Das Bild des auf einem Fundament ruhenden Gebäudes ist ein Bild und kein Beweis. Und es ist ein Bild aus unserer Kultur, aus unserem Verständnis des Hausbaues. Rießmann schreibt: „Wenn meine Theorie richtig ist, dann muß unsere Sicht der Kindheit dem Selbstverständnis entspringen, die in unserem kulturellen Milieu vorherrscht und nicht umgekehrt.“ (S. 177)

Die These ist weitreichend. Was wir als „Natur des Kindes“ zu erkennen vermeinen ist tatsächlich Ergebnis unserer Vorstellungsweisen.

Ein andere Ethnologin, die Kindererziehung beobachtet hat, ist Florence Weiss.

Florence Weiss forschte von 1972 bis 1974 in Papua-Neuguinea bei den Iatmul. Ihr Beitrag hat den Titel: „Von der Schwierigkeit über Kinder zu forschen“. Sie schildert die folgende Szene:

"An einem Nachmittag sah ich von der Veranda unseres Hauses aus drei Kinder vorbeispazieren. Ich kannte sie gut vom Sehen, wohnten sie doch nur einige Häuser entfernt. Doch noch nie hatten sie mich besucht, und noch nie hatten wir ausführlich zusammen gesprochen. So stieg ich, die Gelegenheit ergreifend, die Treppe hinunter und sprach sie an, ob sie zu mir kommen würden, um mit mir zu plaudern. Die drei, zwei Jungen von sieben und acht Jahren und ein Mädchen von zehn, hörten mich an, besprachen sich kurz und gaben mir dann zur Antwort, nein, sie hätten jetzt etwas anderes vor, sie wollten im Bach baden gehen." Weiss 1993: 107)

Über sich schreibt die Ethnologin:

"Am meisten ärgerte mich ihre Argumentation, hätten sie doch wenigstens gesagt, sie müßten arbeiten gehen, aber ausgerechnet baden. Sie erschienen mir unzugänglich. Es fiel mir die englische Lehrerin auf der Missionsstation ein, die sich darüber beklagt hatte, wie unregelmäßig die Iatmul-Kinder zur Schule kamen. Jetzt verstand ich sie. (...) Womit ich zu Beginn meine Mühe hatte, war die Selbständigkeit der Iatmul-Kinder. Ich hatte die Tendenz, ihr autonomes Verhalten als Ablehnung meiner Person zu verstehen. (...) Ich mußte mich von meiner Tendenz lösen, immer wieder nach Einrichtungen Ausschau zu halten, wie ich sie aus der Schweiz kannte, in denen Kinder verwaltet werden." (Weiss 1993: 107f)

Florence Weiss müht sich hier, das völlig andere Verständnis von Kindheit nicht nur nachzuvollziehen, sondern auch zu leben. Probleme macht ihr die Selbständigkeit der Kinder: Diese sprachen mit ihr, wenn sie Lust dazu hatten und nicht die Forscherin. Und es gab auch keine Möglichkeit, über die Eltern das Handeln der Kinder bestimmen zu lassen.

„Das Problem in dem ich steckte, entbehrt nicht der Komik. Hatte ich mir nicht schon immer gewünscht, eine gesellschaftliche Realität zu erfahren, in der weder die Frauen von den

Männern noch die Kinder von den Erwachsenen dauernd bevormundet werden? Und jetzt, da ich merkte, daß dies bei den Iatmul der Fall ist, machte ich mich auf die Suche nach etablierten Autoritäten? Die unbekannte Realität verunsicherte mich. [...] Ich konnte Kinder auf ihren Streifzügen durch die Gegend begleiten, ohne nachher eine Mutter darin bestätigen zu müssen, daß ihre Tochter sich gut benommen hat. Auch konnte ich mit den Kindern bis um Mitternacht zusammen sprechen, ohne am folgenden Tag vorwurfsvolle Blicke einer empörten Mutter zu gewärtigen. Andererseits aber wünschte ich mir meine Freunde herbei, weil wir uns diese utopische Gesellschaft nicht so anstrengend vorgestellt hatten. Denn in diesem sozialen System mußte ich mit jeder einzelnen Person neue Beziehungen anknüpfen. Das fiel mir aber nicht immer leicht. [...] Ich wurde mit der Tatsache konfrontiert, wie schwer es uns fällt, von gesellschaftlichen Formen Abstand zu nehmen, in denen wir aufgewachsen sind“ (Weiss 1993: 110f.).

Wichtig für ihren Lernprozess war ein Gespräch mit einem sechzigjährigen Mann:

"Und so kann ich Masoabwan, einen sechzigjährigen Mann, nicht vergessen. Es war Abend, und er kam mich besuchen. Nachdem ich Tee gemacht und wir uns gegenüber saßen, meinte er: `Wenn es dich interessiert, könnte ich dir erzählen, wie wir dafür sorgen, daß die Kleinkinder gut gedeihen. Wichtig ist vor allem, daß der Abstand zwischen den Geburten eingehalten wird. Interessiert dich das?` Masoabwan fuhr fort: `Erst wenn ein Kind groß genug ist, dürfen die Eltern wieder Liebe machen. Ein Kind muß verstehen, was ihm gesagt wird. Es kann allein in den Wald gehen, um zu pissen und zu scheißen. Es badet auch schon allein im Bach. Hat es Hunger, nimmt es sein Essen selbständig aus seiner Vorratstasche. Ist aber keines da, sagt es seiner Mutter: Oh Mutter, ich bin hungrig! Hat die Mutter das Essen noch nicht zubereitet, läßt sich das Kind auf den Boden fallen und schreit: Mutter, mach das Essen, schnell! Das Kind muß seinen Willen durchsetzen können." (Weiss 1993: 106)

Florence Weiss interpretiert:

"Masabwans Darstellung ist ein Beispiel dafür, daß die Iatmul detaillierte Kenntnisse über die Entwicklung der Kleinkinder haben, ja man könnte sogar von einer iatmulschen Psychologie sprechen. Der Unterschied zu uns besteht also nicht darin, daß ihnen ein differenzierter Blick für die Entwicklungsphasen der Kinder fehlen würde. Er besteht vielmehr darin, daß sie beiden Lebensphasen ihre Spezifität belassen, Kindheit nicht auf Nichterwachsenheit reduzieren." (Weiss 1993: 106)

Für die letzten drei Jahrzehnte kann man zwei gleichzeitige Entwicklungen verfolgen. Zum einen hat sich eine Forschung entwickelt, die ganz bewusst nach dem Leben des Kinder in seinem Hier und Heute fragt. Sie fasst unterschiedliche Ansätze unter der Begriff „Neuen Kindheitsforschung“ zusammen und versucht Kindheit als eigenständige Lebensphase zu begreifen.

Andererseits und das ist eher die Realität, die sich durchgesetzt hat, hat sich die Vorstellung entwickelt, dass man bei der Erziehung eines Kindes nicht früh genug anfangen kann und auf keinen Fall etwas versäumen dürfe. Jetzt lernen Kinder frühenglisch in der Krabbelstube und legt sich die schwangere Mutter ein Tonbandgerät mit klassischer Musik auf den Bauch.

Wir kehren noch einmal zu Agnes Sapper zurück und fragen, wie Gretchen erzogen wird. Einiges wurde schon deutlich. So stellen die Eltern Aufgaben, die das Kind fördern. Bettina Hurrelman sprach von „kluger Förderung“.

(Bettina Hurrelmann/ Susanne Helene Becker/ Irmgard Nickel-Bacon (2005) (Hrsg.): Lesekindheiten: Familie und Lesesozialisation im historischen Wandel. Weinheim: Juventa, S. 249)

Dem können wir uns anschließen. So darf Gretchen jetzt, wo sie ein Schulkind ist, auch etwas später ins Bett gehen. Die Eltern unterstützen sie bei ihrer Hilfsbereitschaft, setzen aber auch Grenzen. Interessant ist die Frage, was im Konfliktfall geschieht. Wenn zum Beispiel

Gretchen der Mutter versprochen hat, sie erst zu fragen, bevor sie etwas verschenkt, sie dann aber doch ohne zu fragen, bereits verschenkt hat, steckt das Kind in einem Konflikt, das es ohne Hilfe der Mutter nicht mehr lösen kann. Man kann fragen, warum dieser Konflikt so fast existenzbedrohend für das Kind ist. Die Antwort gibt das Buch schon ganz am Anfang. Gretchen hat nicht in erster Linie ein Unrechtsbewusstsein. Es ist einfach so, dass sie sich schämt. Wenn man etwas verspricht und es nicht einhält, dann steht man in den Augen der Umgebung ganz schlecht da und man muss sich schämen. Ausdrücklich formuliert wird dies an einem anderen Beispiel. Gretchen kann, wie wir wissen, nicht gut stricken. Daraus erwächst ein Gespräch mit der Haushälterin, Lene:

„Lene, sagte sie, weißt du, was mir das Ärgste ist? Dass ich mein Strickzeug mit in die Schule bringen soll!“ „Dein Strickzeug? Nein, das kannst du nicht sehen lassen, damit musst du dich ja schämen!“ (S 117)

Kurz zuvor war Gretchen weinend aus dem Zimmer ihrer schwer kranken Mutter gekommen und Lene hatte vermutet, dass sie wegen ihrer Mutter weinen würde. Das Buch schildert dann die Lösung des Dienstmädchens. Die versteckt einfach das Strickzeug, womit – nach langem Suchen – natürlich Gretchen sehr zufrieden war, weil sie nun guten Gewissens in der Schule sagen konnte, dass sie ihren Strickstrumpf nicht gefunden habe. Und hier kommt eine der wenigen Stellen in dem ganzen Buch, an denen die Autorin sich direkt einmischt. Sapper schreibt:

„Lene nickte und lächelte schlaue, sie glaubte, es recht gut für ihren kleinen Schützling gemacht zu haben; aber es war nicht so – krumme Wege führen nicht zum guten Ziel!“ (S 119)

Der gerade Weg besteht darin, für seine Fehler einzustehen und sich zu bemühen, sie zu beseitigen. Am Ende wird Gretchen sehr gut stricken lernen, weil sich eine Mitbewohnerin des Hauses, Fräulein Treppner, um sie kümmert, die ob ihrer Garstigkeit von allen Kindern und wohl auch von den Erwachsenen gemieden wird. Gretchen überwindet ihre Furcht vor der Frau, sucht Kontakt, vielleicht auch aus Mitleid, überwindet die Anfeindungen der Frau wie das Bellen des Hundes und hat Erfolg. Nicht nur, dass Frau Treppner ihr Stricken beibringt. Wichtiger ist, dass die Zuneigung des Kindes zu der verhärmten alten Frau diese grundlegend so verändert hat, dass sie wieder gemeinsam mit einer alten Freundin feiern kann, mit der sie sich in Feindschaft getrennt hatte. Die Feindschaft mit der Freundin hatte begonnen, weil Molly, Fräulein Treppners Hund, den Hund der Freundin gebissen hatte. Dieser Hund, der vor allem Kinder nicht leiden mag, beißt nun auch Gretchen und wird in ein anderes Zimmer gesperrt. „Der Hund winselte erbärmlich; denn er fühlte, dass er sehr in Ungnade gefallen war.“ (S.146) In Ungnade gefallen war nun auch Fräulein Treppner. Herr Reinwald verbot Gretchen je wieder das Zimmer der Frau zu betreten und sagt zu seiner Frau: „Wer so ein bissiges Tier um sich leiden mag, das allen Leuten lästig, ja sogar gefährlich werden kann, der verdient nicht, dass Menschen bei ihm aus und eingehen“ (S.147). „Das wart nun ein Schrecken für Gretchen.“ (S. 146) Gelöst wird der Widerspruch zwischen der Zuneigung zum Vater und zu Fräulein Treppner zunächst durch Fräulein Treppner. Sie lässt den Hund einschlafen. Gretchen darf sie wieder besuchen und die als Weihnachtsgeschenk für die Mutter begonnene Strickarbeit fortsetzen. In einem für das Buch typischen zweiten Schritt lenkt der Vater ein. Er hat für Fräulein Treppner zwei Kanarienvögel als Weihnachtsgeschenk gekauft – allerdings nicht ohne Gretchen dafür zu schelten, dass sie nicht an ein Geschenk geglaubt habe. Wer Zuneigung möchte, muss sich bemühen und wer dies tut, der wird geliebt.

Eigentlich hat sich hier wiederholt, was schon zuvor verhandelt wurde als es um das Verschenken der Schultafel ging. Der Konflikt bestand hier zwischen dem Verbot des Vaters die Tafel zu verschenken und dem Schenkungsversprechen, das Gretchen einer Mitschülerin gegeben hatte. Wir haben schon darüber geschrieben, dass Gretchen dann beim Vater Erfolg

hat, wenn sie bescheiden auftritt und nicht weint. Die Geschichte nimmt nun eine weitere Wendung, in der die Mutter zu Wort kommt. Sie reagiert darauf, dass sich Gretchen schwer tut, den Vater aufzusuchen und sagt:

„Ei, Gretchen, sagte sie, ist das seine ganze Liebe für die Armen? Du verschenkst wohl alles mit leichtem Herzen, weil du weißt, dass du doch noch genug hast. Wenn du aber so einem armen Mädchen zulieb deinem Vater gute Worte geben sollst, so ist dir dies Opfer schon zu groß.“ (S. 38)

Gretchen rafft sich auf und stimmt den Vater um, der zu der Tafel auch noch einen Apfel hinzu gibt und eine Schürze, denn – so der Vater – „es wäre ein gutes Werk, wenn man dem kleinen Geschöpf wieder ein besseres Vertrauen in die Menschheit einflößen könnte.“ (S. 39). Wir beenden dieses Kapitel über Frau Rücker von der Zeit mit der Beschreibung von Gretchens Gefühl: „Gretchen war es, als habe sie ihren Vater noch gar nie so lieb gehabt wie eben jetzt.“ (S. 39)

Wenn man die Texte über die Hilfe für die Armen aus heutiger Sicht liest, dann erinnern sie an die Ideologie der früheren Entwicklungshilfe. Den Menschen in den armen Ländern sollte durch Wohltaten geholfen werden. Heute weiß man, dass diese Hilfen häufig die Armen ärmer machen als sie schon sind. In der Zeit, in der Agnes Sapper schreibt, geht es nicht um Entwicklungshilfe, sondern um Hilfen für die Unterschicht und die Arbeiterklasse. Und so sehr die frühere Entwicklungshilfe verhindern sollte, dass diese Länder wirklich sich entwickeln konnten und selbständig werden, so sehr hat die Hilfsbereitschaft der Bürger des 19. Jahrhunderts auch das Ziel gehabt, den Abstand zwischen Bürger und Arbeiter zu bewahren.

Dennoch kann man fragen, ob die moralische Haltung, zu der Gretchen erzogen werden soll, einfach als altmodisch abgetan werden sollte. Was Sapper hier an verschiedenen Beispielen beschreibt ist das Gegenteil dessen, was man in der Gegenwart häufig beobachten kann, nämlich eine Haltung, die Kindern nahe legt, mit dem geringstmöglichen Aufwand ein vorgegebenes Ziel zu erreichen. Den Kindern wird heute eher nahe gelegt zu konsumieren, als zu lernen, sich zu überwinden.

So widmet sich eine Erzählung von Agnes Sapper, Das erste Schuljahr (1894) eines von seinen Eltern klug geförderten und als natürlich und herzlich dargestellten Mädchens. Gretchen besucht zunächst die Volksschule des Städtchens, in dem sie aufgewachsen ist, und gehört dort sozialer Hinsicht wie aufgrund ihrer Leistungen zu den Besten in ihrer heterogenen Klasse. (Bettina Hurrelmann u.a.: Lesekindheiten. Beltz/Juventa 2006, S. 249).